

Detlef Döring

Neue Beiträge zur Geschichte der Bildungs- und Forschungsinstitutionen vom ausgehenden 18. bis zum 20. Jahrhundert

Jürgen Kocka (Hrsg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Teil IV. Politischer Einfluß und gesellschaftliche Formation (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 48), Klett-Cotta, Stuttgart 1989, 237 S., Ln., 78 DM.

Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf/Gangolf Hübinger (Hrsg.), Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1989, 205 S., kart., 68 DM.

Hans-Christian Harten, Elementarschule und Pädagogik in der Französischen Revolution (= Ancien régime, Aufklärung und Revolution, Bd. 19), Oldenbourg, München 1990, VIII + 462 S., geb., 152 DM.

Karl A. Schleunes, Schooling and Society. The Politics of Education in Prussia and Bavaria 1750–1900, Berg, Oxford/New York/München 1989, IX + 269 S., pb., 30 £.

Horst Schiffler/Rolf Winkeler, Bilderwelten der Erziehung. Die Schule im Bild des 19. Jahrhunderts, Juventa-Verlag, Weinheim/München 1991, 304 S., pb., 49,80 DM.

Claus-Hinrich Offen, Schule in einer hanseatischen Bürgergesellschaft. Zur Sozialgeschichte des niederen Schulwesens in Lübeck (1800–1866) (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 17), Verlag Schmid-Römhild, Lübeck 1990, 468 S., kart., 48 DM.

Klaus Eichenlaub, Der Bayerische Schulgesetzentwurf von 1867. Ein Beitrag zur Parlamentsgeschichte Bayerns (= Historische Texte und Studien, Bd. 10), Georg Olms Verlag, Hildesheim/Zürich/New York 1989, 380 S., kart., 48 DM.

Hermann Schnorbach, Lehrer im Internationalen Gewerkschaftsbund. Entstehung und Entwicklung des Internationalen Berufsekretariats der Lehrer von 1918 bis 1945 (= Veröffentlichungen der Max-Traeger-Stiftung, Bd. 8), Juventa Verlag, Weinheim/München 1989, 305 S., brosch., 44 DM.

Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, Band 5: Von 1918 bis zur Gegenwart, Österreichischer Bundesverlag, Wien 1988, 821 S., geb., 140 DM.

Hartmut Titze, Der Akademikerzyklus. Historische Untersuchungen über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1990, 512 S., geb., 115 DM.

Marita Baumgarten, Vom Gelehrten zum Wissenschaftler. Studien zum Lehrkörper einer kleinen Universität am Beispiel der Ludoviciana Giessen (1815–1914) (= Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Giessen, Bd. 42), Universitätsbibliothek, Gießen 1988, III + 180 S., kart., o. P.

Klaus Schwabe (Hrsg.), *Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815–1945* (= Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Band 17), Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1988, 315 S., kart., 72 DM.

Manfred Brümmer, *Staat kontra Universität. Die Universität Halle-Wittenberg und die Karlsbader Beschlüsse 1819–1848*, Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 1991, 236 S., Ln., 68 DM.

William M. Calder III/Alexander Košenina (Hrsg.), *Berufungspolitik innerhalb der Altertumswissenschaft im wilhelminischen Preußen. Die Briefe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorffs an Friedrich Althoff (1883–1908)*, Vittorio Klostermann, Frankfurt/Main 1989, XIV + 189 S., Ln., 78 DM.

Gert Schubring (Hrsg.), »Einsamkeit und Freiheit« neu besichtigt. *Universitätsreformen und Disziplinbildung in Preußen als Modell für Wissenschaftspolitik im Europa des 19. Jahrhunderts. Proceedings of the Symposium of the XVIIIth International Congress of History of Science at Hamburg–Munich, 1–9 August 1989* (= Boethius. Texte und Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften, Bd. XXIV), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1991, 334 S., kart., 78 DM.

Bernhard Diestelkamp/Michael Stolleis (Hrsg.), *Juristen an der Universität Frankfurt am Main*, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1989, 326 S., kart., 39 DM.

Klaus Bethge/Horst Klein (Hrsg.), *Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Physiker und Astronomen in Frankfurt*, im Auftrag des Fachbereichs Physik, Alfred Metzner Verlag, Frankfurt/Main etc. 1989, X + 237 S., kart., 29,80 DM.

Frank Golczewski, *Universitätslehrer und der Nationalsozialismus. Personengeschichtliche Aufsätze* (= Studien zur Geschichte der Universität zu Köln, Bd. 8), Böhlau Verlag, Köln/Wien 1988, VII + 481 S., Ln., 78 DM.

Michael Gehler, *Studenten und Politik. Der Kampf um die Vorherrschaft an der Universität Innsbruck 1918–1938* (= Forschungen zur Zeitgeschichte, Bd. 6), Haymon-Verlag, Innsbruck 1990, 591 S., pb., 76 DM.

Johannes Bärmann, *Zur Geschichte des Mainzer Universitäts-Fonds 1781–1822. Ein Archiv-Bericht. Band 1: Text, Band 2: Anlagen zu Band 1* (= Recht und Geschichte, Bd. VIII,1 und VIII,2), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1990, 160 + 874 S., kart., 148 DM.

Helmut Reinalter (Schriftleitung), *Gespräche der Fakultäten – Interdisziplinarität*, (= Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, Bd. 174), Universitätsverlag, Innsbruck 1990, 114 S., brosch., 150 öS.

Rüdiger vom Bruch/Rainer A. Müller (Hrsg.), *Formen außerstaatlicher Wissenschaftsförderung im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1990, 304 S., kart., 75 DM.

Rudolf Vierhaus/Bernhard vom Brocke (Hrsg.), *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft*, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1990, XII + 1011 S., Ln., 98 DM.

Die Beschäftigung mit der Universitäts- und Schulgeschichte besitzt eine altehrwürdige, bis in das ausgehende Mittelalter zurückreichende Tradition und weist dennoch, betrachtet man die in den letzten beiden Jahrzehnten vorgelegten einschlägigen Publikationen, zahlreiche Züge einer neuen Wissenschaft auf. Die traditionellen Formen einer an Personen und Institutionen orientierten Historiographie, die uns oft in der anlaßgebundenen Form der Festschriftenliteratur entgegentritt, existiert weiter fort. Daneben aber hat sich eine Pluralität der Forschungsansätze herausgebildet, die trotz mancher zeitlich weiter zurückreichender Vorbilder bisher so nicht bekannt war: Der Einfluß der sozialen und politischen Strukturen auf die Bildungsgeschichte; die wissenschaftspolitischen Strategien des Staates; soziale Rekrutierungsfelder von Schülern und Studenten, Professoren und Lehrern; außeruniversitäre Wissenschaftsgeschichte; komparative Forschungen (im nationalen wie internationalen Maßstab); Berücksichtigung ökonomischer Rahmenbedingungen; Abhängigkeiten der verschiedenen Schulsysteme voneinander u. a. Verbunden damit ist die Anwendung neuer Methoden, die neben das herkömmliche Studium von Akten und Primär- wie Sekundärliteratur treten: quantitative Forschungen, Einbeziehung der Methode der »Oral History«, Sammlung und Auswertung von Bild- und Sachzeugnissen, Verstärkung der interdisziplinären Zusammenarbeit. Auch sollte schließlich nicht unerwähnt bleiben, daß die nie ruhende und zur Zeit infolge der deutschen Vereinigung noch besonders auflebende Diskussion über Universitäts- und Schulreformen, über die Strategien optimaler Organisationen der Forschung in einer bald mehr, bald minder deutlich erkennbaren Korrelation zu wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellungen und Untersuchungsergebnissen steht. Die folgende Sammelrezension soll die eben nur angedeuteten Tendenzen anhand einiger ausgewählter Publikationen der Jahre 1988 bis 1991 deutlicher werden lassen. Trotz der Versuche, Schul- und Universitätsgeschichte in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit zu sehen, orientiert sich der vorliegende Überblick an der traditionellen Scheidung beider Bereiche.¹

Es besteht ein weitgehender Konsens in der Forschung, daß um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert im Bereich der Bildungsgeschichte (auf der Ebene der Universität wie der Schule) ein Neuansatz erfolgte, der zugleich den gewählten Terminus post quem unserer Übersicht rechtfertigt. Die entsprechenden Stichworte lauten Humboldtsche Universitätsreform, klare Hierarchisierung des Bildungssystems, Aufbau eines Systems der Lehrerbildung, beginnende Etablierung des niederen Schulwesens in einigermaßen effektiver Form. Untrennbar ist diese Entwicklung mit dem Auftreten eines neuen gesellschaftlichen Phänomens verbunden, der Herausbildung des Bildungsbürgertums. Es ist daher legitim, der Beschäftigung mit unserem eigentlichen Thema einen Blick auf zwei Bände voranzuschalten, die sich mit dem Problemkreis Bildungsbürgertum beschäftigen. Den Teil IV einer Schriftenreihe zum »Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert« bildet eine von Jürgen Kocka herausgegebene Aufsatzsammlung, die die Beiträge einer Tagung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte aus dem Jahr 1986 zusammenfaßt. Ging es bei den vorangegangenen Veranstaltungen um die Themen Bildungssystem, Bildungsgüter und Lebensführung, so stand 1986 die Frage nach der politischen und sozialen Verortung des Bildungsbürgertums im Mittelpunkt. Voraussetzung einer solchen Untersuchung bildet freilich die sichere Erkenntnis, daß sich eine einigermaßen klar abgrenzbare soziale Formation »Bildungsbürgertum« überhaupt ausmachen läßt. Während die meisten Autoren diese Fest-

1 Zur Forschungsentwicklung innerhalb der letzten Jahre vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Universität, Staat und Gesellschaft, in: AfS XX, 1980, S. 526–544; *Rainer Bölling*, Schule, Staat und Gesellschaft in Deutschland, in: AfS XXIII, 1983, S. 670–687. Zur Entwicklung und den gegenwärtigen Schwerpunkten der Universitätshistoriographie vgl. *Rüdiger vom Bruch*, Die deutsche Hochschule in der historischen Forschung, in: *D. Goldschmidt/U. Teichler/W.-D. Webler* (Hrsg.), Forschungsgegenstand Hochschule, Frankfurt/Main etc. 1984, S. 1–27.

stellung als gegeben voraussetzen, ist nach Kockas Auffassung hier von einem nahezu »idealtypischen Konstrukt« zu sprechen, das »nur mit spitzen Fingern« zu gebrauchen sei. Diese Meinung gründet sich nicht nur auf die kürzlich von Ulrich Engelhardt getroffene Feststellung, daß der Begriff des Bildungsbürgertums erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts geprägt worden ist², sondern auch und vor allem auf die Beobachtung, daß die unter jenen Begriff subsumierten Gruppen der Gesellschaft weder sozial noch politisch eine einigermaßen homogene Schicht ergeben. Ausdrücklich widerspricht Kocka der gängigen These, die Formation des Bildungsbürgertums sei wesentlich durch das gemeinsame Bildungserleben geprägt worden. Bildung lasse sich nicht eindeutig einer sozialen Schicht zurechnen, der Mensch werde stärker durch seine Herkunft geprägt (nicht durch die Schule), die Universitäten hätten eher Fachwissen vermittelt als die vielbeschworene Allgemeinbildung. Diese höchstens noch von Heinrich Best (in einer Untersuchung über die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung von 1848/49) geteilte Auffassung bildet jedoch für die weiteren Beiträge keinen Orientierungspunkt.

Hans Erich Bödeker, der allerdings die Bezeichnung »gebildete Stände« bevorzugt, sieht als ein zentrales konstituierendes Merkmal dieser sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts herausbildenden sozio-kulturellen Gruppierung durchaus auch die gemeinsame gelehrte Bildung. Die dadurch gegebene Grenzziehung zwischen Gebildeten und Ungebildeten habe dann auch die gesellschaftspolitische Position der »gebildeten Stände« entscheidend beeinflusst. Das politische Sagen kommt den »Experten des Sachverstandes« zu (also den Gebildeten), nicht aber einer nur aus der Herkunft ihre Legitimation beziehenden Klasse oder der ungebildeten Masse des Volkes. Von dieser Ebene aus sind verschiedene politische Optionen denkbar. Deren Entwicklung bis in die Zeit des Nationalsozialismus bildet das Thema der folgenden Vorträge, deren Gedankengänge hier nicht im einzelnen verfolgt werden können. Geteilt wird im wesentlichen die Ansicht, daß das Bildungsbürgertum bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein zum Liberalismus tendierte, der dann jedoch im wachsenden Maße seine Integrationskraft einbüßte. Dies gilt, so Dieter Lange-wiesche, auch und gerade für den kulturellen Bereich. Die gegen Ende des Jahrhunderts immer sichtbarer werdende »Kulturkrise« stellt den Wert und die Homogenität der Bildung in Frage: »Materialismus« dringt vor; der Status des Gebildeten als »Experten des Sachverstandes« (gerade auch auf dem Gebiet der Kunst) gerät ins Schwanken; die »Un- und Halbgebildeten« machen sich breit. Die Abwendung des Bildungsbürgertums vom politischen Liberalismus ist eine Folge dieser Entwicklung. Das Ende bildet die von Konrad H. Jarausch geschilderte Selbstzerstörung des in seinem Selbstbewußtsein zutiefst verunsicherten Bildungsbürgertums am Ausgang der Weimarer Republik in einer antimodernistischen Reaktion, als welche der Anschluß an den Nationalsozialismus zu interpretieren ist. Die Hoffnung, den erwähnten Expertenstatus im Dritten Reich zurückgewinnen zu können, spielt bei dieser Entscheidung eine gewichtige Rolle. Einen komparative Elemente einbeziehenden Gesamtüberblick bietet schließlich Hans-Ulrich Wehler. Das Bildungsbürgertum sei in »idealtypischer Reinheit« (vgl. damit Kockas Position) allein in Deutschland zu orten. Konstitutiv sei das revolutionäre Element des Leistungsprinzips, das sich wiederum auf den Bildungsgedanken gründe, der geradezu die Form einer Bildungsreligion angenommen habe, die es so in Westeuropa und Amerika nicht gab. (Höhere) Schule und Universität waren die Domäne der bildungsbürgerlichen Schichten, die entsprechende Absicherungen erfuhr. Der Verfall dieses Bildungsgedankens als integrierendes Element des Bildungsbürgertums trug zu dessen »fataler Pathogenese« bei, die in den Angriff auf die westliche Zivilisation mündete.

2 Ulrich Engelhardt, *Bildungsbürgertum. Begriffs- und Dogmengeschichte eines Etiketts*, Stuttgart 1986.

Langewiesche weist in seinem eben erwähnten Beitrag darauf hin, daß das Schwinden der Integrationskraft der Kultur zu den von der Forschung noch vergleichsweise wenig beachteten Faktoren der Krise des Bildungsbürgertums gehört. Hier kann nun auf einen Band verwiesen werden (Kultur und Kulturwissenschaften um 1900), der ebenfalls auf Vorträge zurückgeht, die 1988 in Bad Homburg gehalten wurden. Von der Beobachtung ausgehend, daß um 1900 in Verbindung mit dem Empfinden einer »Krise der Moderne« eine inflationäre Verwendung des Kulturbegriffes einsetzte, wird die Frage gestellt, welche Wertorientierungen in diesen Debatten vermittelt wurden und inwieweit sich dahinter das Interesse an der Zementierung spezifisch interessenbestimmter Kulturideale verbarg. Als zentrale Gemeinsamkeit aller kulturkritischen Analysen der Zeit wird die Klage erkannt, daß den Menschen angesichts der Pluralisierung und Historisierung aller bisherigen sinndeutenden Kultursphären ein verpflichtendes Normensystem abhanden gekommen sei. Die Ursachendeutungen, insbesondere aber die Vorstellungen zur Problemlösung fallen jedoch innerhalb der einzelnen Kulturwissenschaften sehr unterschiedlich aus. Aus dem Bereich der Nationalökonomie, Historiographie, Theologie und Pädagogik werden Beispiele solcher Lösungskonzeptionen erörtert. Daneben stehen Beiträge, die sich mit den Positionen von Max Weber und Carl Schmitt in Hinsicht auf diese Diskussionen sowie mit der Auseinandersetzung um das Ideal des Kulturstaates befassen. Herausgegriffen sei im Zusammenhang mit dem Thema des vorliegenden Berichts nur die Debatte um die Rolle der Erziehungswissenschaft. Durchgesetzt habe sich hier in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, so Heinz-Elmar Tenorth, die geisteswissenschaftliche Pädagogik Wilhelm Diltheys, da sie zwei Bedürfnissen bzw. Sachlagen gerecht wurde, nämlich der Vermittlung eines Wissens jenseits des Relativismus der Werte bei gleichzeitigem Hinweis auf die historische Bedingtheit dieses Wissens. Die Frage nach dem Ideologieverdacht dieser Position wird von Tenorth in einem ambivalenten Sinne beantwortet. Man könne nicht bestreiten, daß Anspruch und Wirklichkeit dieses Typus der Pädagogik in wechselndem Grade in Widerspruch zueinander standen und daß die Ausübung sozialkonservativer Funktionen durchaus möglich war. Andererseits wohne der geisteswissenschaftlichen Pädagogik eine kritische Komponente inne, die sich allen verabsolutierenden Weltanschauungen entgegenstellte. In diesem Sinne besaß jene Konzeption durchaus Elemente der Dynamik und Zukunftsorientierung.

Wir wenden uns nun dem eigentlichen Themenkreis *Schulgeschichte* zu. Die Französische Revolution von 1789 bildete den Auftakt zur Herausbildung der modernen Welt. Die Frage liegt nahe, ob und inwieweit sich diese Feststellung auch in Hinsicht auf die Geschichte der Schule bestätigt. Angesichts der oben angedeuteten zentralen Rolle der Bildung in der Moderne und im Blick auf die geradezu erdrückende Literaturflut, die sich besonders in den letzten Jahren zum Thema Französische Revolution über die Buchhandlungen ergossen hat, ist es erstaunlich, daß das Problem der Entwicklung der Schule in jener Zeit bisher nur eine marginale Beachtung fand. Hans-Christian Harten bot sich so einerseits der Reiz, den ein Vorstoß in ein nur sehr unzulänglich erforschtes Gebiet gewährt, andererseits sah er sich mit den besonderen Anforderungen konfrontiert, die ein Vorhaben, das nur partiell auf Vorleistungen zurückgreifen kann, erhebt. Ohne umfangreiche Quellenerschließungen wäre eine sachgerechte, der Forschung wirklich dienende Behandlung des Themas nicht denkbar, und es läßt sich unzweifelhaft konstatieren, daß der Verfasser diese Aufgabe souverän bewältigt hat. Dokumente aus insgesamt 31 französischen Archiven sind weitgehend erstmals ausgewertet worden. Dazu treten zahlreiche veröffentlichte, aber oft nur noch schwer zugängliche Schriften der Revolutionszeit. In ausführlichen inhaltlichen Wiedergaben und Zitaten werden sie dem Leser einprägsam nahegebracht. Hervorzuheben ist ferner das Bemühen, die Praxis, d. h. das tatsächliche Schulleben sichtbar zu machen, so problematisch dies auch angesichts des oft einen sehr theoretischen Charakter tragenden Schrifttums erscheint.

Grundlegend für Hartens Interpretation der Schulgeschichte im Jahrzehnt der Revolution sind zwei Thesen: 1. Wenn sich Harten auch nirgends auf Tocqueville bezieht, so läuft die von ihm verfolgte Intention doch darauf hinaus, auf dem Gebiet der Bildungsgeschichte die Grundannahme von *L'Ancien Régime et la Révolution* zu illustrieren. Die Schulentwicklung Frankreichs während der Revolution stellt so letztlich nur eine Fortsetzung bzw. Beschleunigung von Tendenzen dar, die bereits im Ancien Régime das Bild beherrschten: beschränkte Liberalisierung des Zugangs zur Bildung, Fortsetzung (jetzt allerdings unter säkularen Vorzeichen) der Akkulturationsarbeit der Kirche auf dem Lande, begrenzte Erweiterung der traditionellen Bildungsinhalte um modernes Bildungsgut (Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen). Geblieben sei die machtlegitimierende Funktion der Bildung für die herrschende Elite (nunmehr Adel plus Bürgertum). Diese These wird in eine leider nirgends explizit ausformulierte Auffassung Hartens eingebettet, die das Ergebnis der Revolution in einem bloßen Austausch der Eliten à la Pareto sieht. Das Schicksal der Bildung entsprach diesem letztlich nur quantitativen Vorgang innerhalb der Geschichte. 2. Die eben formulierte Feststellung zieht ihre Schlüsse ex eventu. Die Revolution beschleunigte jedoch nicht nur bereits vorhandene Prozesse, sondern brachte auch als »unvorhergesehenes« Ereignis den Spielraum für neue Orientierungen ein. Mit dieser Tatsache korrespondierte die Möglichkeit verschiedener Optionen auf dem Sektor der Bildungspolitik. Solange ein Kompromiß zwischen Adel und Bürgertum als alter und neuer Elite aussichtslos erschien, tendierte das im Zentrum der Revolutionsereignisse stehende Bürgertum dahin, seine Macht durch radikale Maßnahmen zu sichern. Dem entsprach nach Harten auf dem Gebiet der Bildung eine in den Jahren 1793/94 kumulierende Tendenz, einen tatsächlichen kulturellen Bruch herbeizuführen. Spätestens der durch Napoleon geschlossene Kompromiß zwischen alter und neuer Elite brachte diese Entwicklung zum Abbruch und ließ die Bildungspolitik wieder in die alten Fahrwasser einschwenken. Der Illustration und Begründung der zweiten These ist der Inhalt von Hartens Buch in der Hauptsache gewidmet. In stringenter Folge werden die verschiedenen Ebenen der Gesetzgebung, der hinter der republikanischen Erziehung stehenden Ideologie, der Didaktik des republikanischen Unterrichts, der Organisation und Praxis der neuen Erziehung, der zereemoniellen Formen des Unterrichts, der politischen Lenkung des Unterrichts und der Herkunft der Lehrer der Revolution untersucht.

Der Kern der Idee der republikanischen Erziehung war der Glaube an die Allmacht der Vernunft, deren Triumph über den noch existierenden Aberglauben eine Epoche des universellen Glücks herbeiführen sollte. Erst die nach den Prinzipien der Vernunft erzogene künftige Generation würde jedoch diese eschatologische Erfüllung der Zeit erleben. Die Erziehung des neuen Menschen im Geiste der Vernunft wurde daher zur zentralen Aufgabe der Schule. Dabei ergab sich das Paradoxon, daß die Erziehung im Sinne der autonomen Vernunft noch autoritärere Züge annahm als die an der christlichen Religion orientierte Pädagogik des Ancien Régime – diesmal im Namen der Natur. Das Erziehungsziel konnte nicht im Selbstlauf errungen werden, sondern bedurfte einer hinter der Schule stehenden Autorität, nämlich der Macht des Staates. Die Erziehung wurde in einem im nachantiken Europa bis dahin nicht gekannten Maße zur Angelegenheit staatlicher Macht; sie wurde in einem unmittelbaren Sinne zum Politikum. Harten illustriert diese Politisierung und Ideologisierung der Schule an einer Unzahl von Beispielen, so aus dem Bereich der zereemoniellen Pädagogik: Schulappelle, Feierstunden, Singen und Rezitieren revolutionärer Lieder und Gedichte, militärische Ausbildung (zur Verteidigung der Errungenschaften der Revolution) usw. Allerdings bildeten die hinter dieser neuen Schule stehenden Theoreme keinen einheitlichen Block, wenn sie auch die unbedingte Geltung der Vernunft zur Grundlage hatten. Harten unterscheidet drei idealtypische Formen der der Pädagogik zugrundeliegenden gesellschaftlichen Moral (formale, materielle und patriarchalische Reziprozität), die – grob formuliert – in die Richtung des Liberalismus (rational geregelter Interessenaus-

gleich auf dem freien Markt), des »kleinbürgerlichen Sozialismus« (Gesellschaft der Brüderlichkeit auf der Grundlage eines die Gleichheit garantierenden Staates) und in die Richtung einer »Republik von Kleinbauern und Handwerkern« (Versorgungswirtschaft des Staates als »generalisierten Familienvaters«) tendierten. Alle Konzeptionen seien jedoch insofern als vormodern zu charakterisieren, als sie an einer vorindustriellen Gesellschaft orientiert waren und die Reintegration des Menschen in die ihn umgebende natürliche Ordnung zum Ziel hatten. Ein Arbeitsethos im Sinne von Max Webers protestantischer Ethik sei noch nicht erkennbar gewesen.

Für Harten belegt diese Feststellung die These, die Französische Revolution sei keine »Revolution im »klassischen« Sinn« gewesen. Es ist hier nicht der Ort, die historische Bedeutung der Französischen Revolution zu diskutieren. So sehr der Auffassung zuzustimmen ist, daß sie, und damit auch die von ihr betriebene Bildungspolitik, in einer Kontinuität zu weit in die Vergangenheit reichenden Entwicklungen stand, so sehr ist doch auch ihre Rolle als Wasserscheide zwischen der Frühmoderne und der Moderne zu sehen. Dies beweist gerade das von Harten so breit und anschaulich geschilderte Erziehungswesen im Frankreich der Revolution, das geistesgeschichtlich zwar durchaus seine Vorläufer besaß (vor allem die Utopisten des 16.–18. Jahrhunderts), aber andererseits erstmals anstrebte, eine Konzeption in die Wirklichkeit umzusetzen, die die gesamte Jugend eines Staates zumindest in der Intention einer vom Staat zentral gelenkten Erziehung zu unterwerfen suchte. Das entscheidende Moment in dieser Konzeption, das sich so in keiner der frühneuzeitlichen schulpolitischen Maßnahmen findet, bildete die Vorstellung, durch Erziehung einen neuen Menschen heranbilden zu können. Dabei zeigte dieses Bestreben auf dem Höhepunkt der Revolution bereits deutliche Züge, die die mögliche Depravation staatlich gelenkter Erziehung sichtbar werden ließ. Kapitelweise lesen sich Hartens Schilderungen wie eine vorwegnehmende Darstellung der faschistischen, nationalsozialistischen und kommunistischen Erziehungspraktiken und ihrer jeweiligen theoretischen Begründungen. Hartens Feststellung, alle drei idealtypischen Konzeptionen seien weitgehend noch Ausdruck einer handwerklichen und agrarischen Kultur gewesen (S. 177), wirkt daher wenig überzeugend. Die Definition, Revolution bedeute in den vorgestellten Entwürfen immer Regeneration, d. h. die »Wiederherstellung eines »natürlichen« Menschen, der in Harmonie mit einer vorgesellschaftlichen, vorgeschichtlichen Ordnung leben soll«, läßt sich auch auf die Gesellschaftskonzeptionen der totalitären Regime des 20. Jahrhunderts anwenden. Insofern bildeten die Schulexperimente der Revolution weniger einen Ausdruck traditioneller Vorstellungen einer agrarischen Kultur als vielmehr ein Wetterleuchten zukünftiger Entwicklungen, für die freilich die Deutung als antimodernistische Erscheinungen ein verbreitetes Interpretament bietet. Hier hätte die Frage nach den Gemeinsamkeiten und den Unterschieden zwischen beiden Erscheinungen zumindest thematisiert werden müssen. Dies wäre denkbar gewesen im Zusammenhang mit einer ausführlicheren Diskussion der die Darstellung tragenden Thesen (Kontinuität zwischen Ancien Régime und Restaurationsepoche bei gleichzeitiger Beachtung der Revolution als »Ausnahmesituation«), deren innere Verknüpfung ohnehin nicht recht deutlich wird. So beeindruckend und überzeugend also die Materialerfassung und -darbietung in der vorliegenden Darstellung wirkt, so kann doch kaum der Eindruck entstehen, daß damit zur historischen Stellung der Pädagogik im Frankreich der Revolution das entscheidende Wort gesprochen ist.

Größeren Einfluß auf die Schulgeschichte des 19. Jahrhunderts als die pädagogischen Experimente der Französischen Revolution besaß jedoch das deutsche Beispiel. Nach einem geflügelten Wort (geprägt von Oscar Peschel) war Preußens Triumph über Österreich (1866) ein »Sieg der preußischen Schulmeister«. Tatsächlich war bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts der Ruhm des deutschen, insbesondere aber des preußischen Schulwesens weltweit verbreitet; nicht wenige Schulreformer der verschiedensten Nationen suchten in Deutschland Anregungen. Es liegt also nahe, daß der amerikanische Historiker Karl

A. Schleunes seine Untersuchung über die Schulen in Preußen und Bayern zwischen 1750 und 1900 mit einer Schilderung der Informationsreisen amerikanischer und französischer Pädagogen durch die deutschen Länder beginnt. Das Ziel seiner Forschung ist die Beantwortung der Frage nach den Zusammenhängen der Etablierung der »mass schooling« und der sozialen und politischen Entwicklung Deutschlands. Die Darstellung ist strikt chronologisch angelegt; die entsprechenden Einschnitte werden bei den Jahren 1800, 1830, 1848, 1866 und 1880 gesetzt. Entgegen der Buchtitelangabe beschränkt sich das Werk ganz auf die Geschichte des Volksschulwesens; andere Schulformen finden nur sporadisch Erwähnung. Die ausführliche Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse soll der regionalen Vielfalt der deutschen Entwicklung Rechnung tragen. Quellenmäßig stützt sich die Arbeit auf eine breite Auswahl der Sekundärliteratur (leider fehlt das »Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte«³), zieht aber auch (vor allem zum Zeitraum nach 1871) eine Reihe von Archivalien heran. Etwas leserunfreundlich ist das häufige Zitieren von Quellen aus der Sekundärliteratur. Sehr unzuverlässig ist schließlich das beigegebene Register.

Schleunes' zentrale These ist die Feststellung, die Herausbildung der deutschen Volksschule bilde eine, wenn nicht *die* Antwort der herrschenden Eliten auf die sozialen Wandlungen des ausgehenden 18. bzw. des 19. Jahrhunderts: »The idea of their schooling [gemeint sind die »lower orders«, D. D.] was born and nurtured within the womb of gathering social crisis.« (S. 18) Die letzte Wurzel dieser Krise sieht Schleunes in der demographischen Revolution dieser Zeit, die in ihren Auswirkungen (Betteln, Räuberbanden, Abtreibungen, soziale Unruhen u. a.) die Gefahr einer Auflösung der überkommenen Ordnungen ahnen ließ. Diesen Tendenzen sollte eine über die Schule herbeigeführte Integration der Unterschichten in die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse entgegenwirken. Von Anfang an ging es dabei um die zentrale Streitfrage nach dem Charakter und der Verfassung eines Schulwesens, das dieser Aufgabe gerecht werden konnte, wurde doch innerhalb konservativer Kreise bald die Gefahr empfunden, die Schule könne im Ergebnis gerade die gegenteilige Wirkung erzielen, indem sie die Unterschichten zur Rebellion anstifte und ihnen das entsprechende geistige Rüstzeug vermittle. Die weitere Darstellung Schleunes' bietet im wesentlichen einen ausführlichen Bericht über das Auf und Ab der Wirkungen der Reformkräfte auf Regierungsebene (auf Preußen bezogen, verkörpert vor allem durch Rochow, Zedlitz, W. Humboldt, Süvern, Altenstein, Diesterweg, Falk) und der Vertreter der Reaktion (Wöllner, Beckedorff, Stiehl, Puttkamer). Neben der eigentlichen Schulgeschichte wird dabei der Lehrerausbildung (Seminare) breite Aufmerksamkeit gewidmet. Auch das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das in einem immer stärkeren Maße durch die Schulfrage bestimmt wurde, findet berechtigterweise breite Berücksichtigung. Das endlich um 1900 erzielte Ergebnis der windungsreichen Schulpolitik sei durchaus ambivalenter Natur gewesen. Die Schule wirkte gleichermaßen integrierend wie desintegrierend. Weder Süver und Falk noch Beckedorff und Stiehl hätten um 1900 ihre Vorstellungen als lebendige Realität vorfinden können. Einen teilweisen Fehlschlag bildete der Versuch, die Schule in den polnischsprachigen östlichen Provinzen Preußens auch als Mittel zur nationalen Integration zu benutzen (Germanisierungspolitik). Das Ergebnis war hier vielmehr, so Schleunes in seiner sehr umfangreichen Erörterung dieser Vorgänge, eine Stärkung des polnischen Nationalbewußtseins.

Selbstverständlich benennt Schleunes' Darstellung zentrale Elemente der Entwicklung, die jede Untersuchung des angesprochenen Themas berücksichtigen muß. Viele (nicht immer neue) Feststellungen, Beobachtungen und Thesen können sicher nur unterschrieben

3 Karl Erich Jeismann/Peter Lundgreen (Hrsg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Band III (1800–1870), München 1987. Die Beiträge zur Schulgeschichte in diesem Zeitraum stammen von Karl Erich Jeismann und Gerd Friedrich.

werden.⁴ Es fragt sich jedoch, ob eine rein auf der Ebene der Schulpolitik operierende Untersuchung das Problem des Verhältnisses zwischen der gesellschaftlichen Entwicklung und der Schulgeschichte in seiner Komplexität erfassen kann. Der Wahl der bereits oben angedeuteten Quellengrundlage entspricht die eingeschlagene Untersuchungsmethode. Schleunes bewegt sich fast ausschließlich auf Regierungsebene: Denkschriften, Gesetze und Gesetzentwürfe, Kabinetts- und Parlamentsdebatten, Korrespondenzen zwischen den leitenden Beamten und deren Memoiren werden bevorzugt herangezogen. Dies gibt natürlich die Genese von Entscheidungen wieder, mit denen die Weichen auf der höchsten politischen Ebene gestellt wurden. Die Schulwirklichkeit zwischen Memel und Saarbrücken, Bamberg und Kempten wird damit aber nur bedingt sichtbar. Die unvermeidlich eintretende Verzerrung der Sichtweise bei einer Annäherung an das Thema allein von der genannten Optik her trägt zu der monokausalen Deutung Schleunes' für die Entstehung und Entwicklung der modernen Schule in Deutschland bei. Schulgeschichte als Sozialgeschichte, wie sie vom Verfasser angestrebt wird, muß eine breitere Basis aufweisen, die alle relevanten Aspekte der Geistesgeschichte und Wirtschaftshistorie, der Alltagsgeschichte und Mentalitätsentwicklung berücksichtigt.

Die Theorie, die Schule sei im 19. Jahrhundert ein Motor der Modernisierung gewesen, sei, so Schleunes, nicht haltbar, da Preußen und Bayern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs an der Spitze des Modernisierungsprozesses in Europa standen und die zahlreichen reaktionären Rückschläge in der Schulpolitik jenen Entwicklungen oft eher kontraproduktiv entgegentraten. Eine Begründung für die im Vergleich zu Westeuropa frühe Herausbildung eines Systems der »mass schooling« in Deutschland gibt aber auch Schleunes nicht. Zwar weist er auf einige revolutionäre Entwicklungen des Aufklärungszeitalters hin (wachsende positive Einschätzung der niederen sozialen Schichten, Erkenntnis der Eigenständigkeit des Kindesalters, Lehren der Physiokraten über die Etablierung einer freien Wirtschaft, pädagogische Ideen aus dem Bereich des Pietismus, die Einflüsse Rousseaus und Pestalozzis u. a.), aber alles dies hätte dennoch nie zu einer »educational revolution« geführt. Die Erziehungsrevolution war vielmehr eine Antwort auf die Anforderungen durch die sozialen Wandlungsprozesse und bediente sich lediglich der o. g. Entwicklungselemente. Dieses Schema von challenge und response vernachlässigt zu viele Entwicklungsfaktoren und sieht die Schule zu einseitig als Instrument der Politik bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen, um mit einer unbedingten Zustimmung rechnen zu dürfen. Das gerade in Deutschland seit der Zeit der Reformation herrschende starke Interesse an pädagogischen Fragen, die wachsenden Tendenzen zur Verbreitung einer Volksaufklärung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, die damit verbundene beeindruckende Verbreitung von Wissen über weite Bevölkerungskreise, der gewaltige geistige Aufschwung in der Zeit der antinapoleonischen Erhebung, insbesondere auch das Interesse der jeweiligen zentralstaatlichen Gewalten, auch und gerade über die Schule eine das Land integrierende Wirkung auszuüben, kann nicht nur als Hintergrund der »educational revolution« der Zeit gesehen werden. Dies wird freilich weniger aus der Analyse von Regierungsverlautbarungen sichtbar als über andere Quellen.

Hier vermag nun ein von Horst Schiffer und Rolf Winkeler vorgelegter Band »Bilderwelten der Erziehung« in mancherlei Hinsicht eine sehr geeignete Ergänzung zu Schleunes' Buch zu bieten. Das Bild (Gemälde, Zeichnungen, Stiche, Fotografien usw.) wird seit Jahren gerade auch im Zusammenhang mit der wachsenden Aufmerksamkeit für die Geschichte des Alltags in einem steigenden Maße als Geschichtsquelle entdeckt, nicht nur für das sog. historisch interessierte Publikum, sondern durchaus auch für die wissenschaftliche

4 Vgl. vor allem Achim Leschinsky/Peter Martin Röder, Schule im historischen Prozeß. Zum Wechselverhältnis von institutioneller Erziehung und gesellschaftlicher Entwicklung, Stuttgart 1976. Schleunes hat das Werk nicht benutzt.

Forschung. Andererseits müssen auch Bilder, die Vergangenheiten scheinbar unmittelbar und plastisch unserer Gegenwart vermitteln, ständig hinterfragt werden. Die Intentionen der Künstler und die an sie gestellten Forderungen sowie die Interessen und der Erwartungshorizont des Publikums bestimmen weitgehend die Auswahl und die Darstellung der jeweiligen Motive. Berücksichtigt man diese Faktoren, so eröffnen bildliche Materialien (in verwandter Form auch die Belletristik) gleichwohl Zugänge zu Bereichen des vergangenen Lebens, die das Studium herkömmlicher Quellen ergänzen können. Die »Bilderwelten der Erziehung« sind als ein gewichtiger Beitrag in dieser Hinsicht zu verstehen. Die Herausgeber haben aus der Gesamtzahl von 1000 Abbildungen, die ihnen zur Verfügung standen, insgesamt gut 300 Bilddokumente (unter Ausschluß von Fotografien) ausgewählt und nach Themenfeldern geordnet dargeboten. Neue Reproduktionstechniken, ein enormes Anwachsen der Zeitschriftenpresse und das wachsende Interesse an Schulfragen schaffte im Vergleich zu früheren Jahrhunderten eine unvergleichlich breite Basis für eine Bilddokumentation, wenn auch, wie von den Herausgebern betont wird, das zu den einzelnen Themen zur Verfügung stehende Material im Umfang sehr unterschiedlich gewichtet ist. So finden sich aus dem Bereich der Volksschule weitaus häufiger bildliche Darstellungen als aus der Welt der höheren Schulen. Die von den meisten Künstlern verfolgten pädagogischen Intentionen lassen den Schulalltag oft in einem harmonisierenden, idyllisierenden Licht erscheinen, das der Realität nicht entsprach.

Die vorliegende Dokumentation gliedert sich in die Abschnitte »Vor und nach der Schule«, »Schüler und ihr Verhalten«, »Schule und Elternhaus«, »Schule und ihre Schüler«, »Unterricht«, »Lehrer, Schule und Gesellschaft«, »Ansichten von Schulen«. Jeder Bildzusammenstellung ist eine knappe Einführung zum Thema vorangestellt; die Abbildungen werden (z. T. unter Heranziehung schriftlicher Quellen) im einzelnen kommentiert. Dabei bemühen sich die Herausgeber, die Bilder entsprechend den oben angedeuteten Kriterien in ihren jeweiligen Kontext einzuordnen.

Die Beschäftigung mit der Alltagsgeschichte, die mit dem wachsenden Interesse für die Bildungsgeschichte in Verbindung zu bringen ist, besitzt starke Bezüge zur Regional- und Lokalhistorie, denn nur in einem möglichst überschaubaren Raum wird der Blick auf den Alltag wirklich konkret. Nun kann die Aufarbeitung der Geschichte der Bildungseinrichtungen eines Ortes, vor allem aber einer bestimmten Schule auf eine lange Tradition zurückblicken. Insbesondere eine Unzahl von noch keineswegs erschöpfend erschlossenen Schulprogrammen widmete sich in den Jahrzehnten vor und nach 1900 diesem Thema. Jedoch unterschied sich die damalige Sicht auf die Vergangenheit (Lehrer, Lehrinhalte, äußere Geschehnisse) in einem doch erheblichen Maße von den heutigen, stark sozialgeschichtlich orientierten Fragestellungen, die u. a. dem sozialen Einzugsfeld der einzelnen Schultypen und Schulen breite Aufmerksamkeit zuwenden.

Diesem Thema (also weniger den schulischen »Lebenswelten« in ihrer Breite) gilt auch das Hauptinteresse einer von Claus-Hinrich Offen 1988 in Hamburg vorgelegten Dissertation zur Lübecker Schulentwicklung. Die unter Verwendung einer beeindruckenden Menge an Quellen vorgetragene Untersuchung gilt der Verifizierung oder Falsifizierung einer 1977 von Detlef K. Müller aufgestellten These, wonach die städtischen höheren Schulen bis in die 1870er Jahre eine »Regelanstalt für die männlichen Schulpflichtigen der städtischen Bevölkerung« gewesen seien, also in einem gewissen Sinne die Ideen der preußischen Reformen um Humboldt über die Gestaltung einer einheitlichen Erziehung zur Realisierung gebracht hätten. Erst nach diesem Zeitraum sei es zu einer konservativen Verwandlung dieser Einrichtungen in Richtung auf eine schichtenspezifische Eliteschule gekommen. Die Volksschulen dagegen seien Restschulen einer Minderheit gewesen.⁵ Unwill-

5 Detlef K. Müller, Sozialstruktur und Schulsystem. Aspekte zum Strukturwandel des Schulwesens im 19. Jahrhundert, Göttingen 1981 (gekürzte Studienausgabe). Der historischen Absicherung der Ge-

kürlich wird man bei dieser Hypothese an gegenwärtige schulpolitische Debatten erinnert (Gesamtschule!). Die Identifikation von Phänomenen (gleich welcher Art) aus verschiedenen historischen Epochen bildet immer ein äußerst fragwürdiges Unternehmen, und man ist gespannt, welche Ergebnisse Offens minutiöse Analysen erbringen.

Offen gelangt zu einem eindeutigen Ergebnis: »Von einer »Bestimmung und Funktion der höheren Schulen als Gesamtschulen für die Mehrheit der städtischen Bevölkerung« sowie von einer dementsprechend erst späten Entwicklung der grundständigen Volksschule aus der Armenschule kann in Lübeck also nicht die Rede sein.« (S. 416) Es habe in Lübeck ein dreistufiges Bildungssystem gegeben (Elementar- und Mittelschule sowie das Gymnasium), das auf eine »klassenspezifische Reproduktion« der Lübecker Gesellschaft angelegt war. Eine Einheitsschule sei das Gymnasium lediglich für die Kinder des Besitz- und Bildungsbürgertums gewesen, nicht aber für die städtische Jugend in ihrer Gesamtheit, die allein die Elementar- und Mittelschulen (Volksschulen) besucht habe. Offens Arbeit bietet damit zumindest einen weiteren Beleg für die Notwendigkeit, die in Deutschland aus historischen Gründen außerordentlich reiche Differenzierung aller Lebensbereiche stärker zu berücksichtigen.

Einem in Verbindung mit der Schulgeschichte eher klassischen Thema, dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche, wendet sich Klaus Eichenlaub zu. Die zentralen Aussagen seiner Arbeit bringen weniger einen entscheidenden Erkenntnisgewinn zur Geschichte des bayerischen Schulwesens, als vielmehr neue Einsichten in die Entwicklung der politischen Bewegungen im zweitgrößten deutschen Bundesstaat. Immerhin lautet der Untertitel auch »Ein Beitrag zur Parlamentsgeschichte Bayerns«. Die Untersuchung gliedert sich in fünf Teile, die Vorgeschichte, Inhalt, Beratung und außerparlamentarische Rezeption des bayerischen Schulgesetzes von 1867 darzustellen versuchen. Hinsichtlich der Quellenbenutzung ist vor allem die breite Berücksichtigung von Zeitungen und Zeitschriften beachtenswert. Erstmals findet auch die bislang nur wenig beachtete Stellung der evangelischen Kirche Bayerns größere Aufmerksamkeit.

Der Streit um das bayerische Schulgesetz von 1867, das ein weitgehendes Hinausdrängen der Kirche aus dem Schulbereich intendierte, bildet ein Kapitel innerhalb der heftigen Auseinandersetzungen zwischen dem Staat und der katholischen Kirche, zwischen der »Moderne« und dem Ultramontanismus, die im Kulturkampf der 1870er Jahre kulminierten. Aus naheliegenden Gründen (traditioneller Einfluß der Kirche auf das Bildungswesen, der unmittelbar weltanschauliche Charakter schulpolitischer Kontroversen) bot sich die Schule als Schlachtfeld der Auseinandersetzungen an. Eichenlaub gelangt nun im Ergebnis seiner Untersuchungen zu der Feststellung, daß sich die Formierung des politischen Katholizismus in Bayern weithin über die Organisation des am Ende erfolgreichen Widerstandes gegen das liberale Schulgesetz vollzog. Nur über eine Partei und in Verbindung mit einer entsprechenden Mobilisierung breiter Bevölkerungskreise, so die Erkenntnis der Kirche und ihrer Interessenvertreter, war unter den gegebenen Bedingungen eines Verfassungsstaates noch damit zu rechnen, die eigenen Intentionen zu realisieren. Die Kirche konnte sich bei ihrem Vorgehen des wachsenden Unbehagens der überwiegend ländlichen und handwerklichen Schichten am fortschreitenden Modernisierungs- und Industrialisierungsprozeß bedienen. Das liberale Bürgertum, so Eichenlaub, habe das rasante Aufkommen des politischen Katholizismus noch zusätzlich gefördert, indem es meinte, die wachsenden sozialen Spannungen über die Bildungspolitik lösen zu können. Insofern könne die

samtschulkonzeption dient ja auch unverkennbar Müllers Arbeit, deren Bedeutung sich selbstverständlich mit diesem aktualisierenden Bezug nicht erschöpft, der die Diskussion aber unnötig belastet: Es handele sich bei den Gymnasien bis ca. 1880 um Schulformen, »die von der in der Gegenwart unter dem Typenbegriff einer integrierten Gesamtschule subsumierten Organisationsstruktur erwartet wird.« (S. 19).

Protestbewegung gegen das Schulgesetz als »Demokratisierungsprozeß« angesprochen werden, da bei dieser Gelegenheit die wahren Mehrheitsverhältnisse in der Bevölkerung sichtbar geworden seien.

Eichenlaubs Thesen, die eher für den Bereich der Parteiengeschichte von Relevanz sind, ist grundsätzlich sicher zuzustimmen. Der Verfasser beeinträchtigt jedoch sein Werk, indem er seine Feststellungen in einen mitunter fragwürdigen historischen Kontext einbettet. Im Streit um das Schulgesetz ging es sicher nicht um das Ringen der »christlichen und liberalen Anschauungen« miteinander (S. 333); der Liberalismus des 19. Jahrhunderts war ganz gewiß nicht »entschieden areligiös und militant antiklerikal« (S. 41), wie er auch nicht die Vision »einer klassenlosen Gesellschaft« im Kampf gegen die Kirche auf sein Banner geschrieben hatte. Ein halbwegs brauchbarer Überblick über die weltanschaulichen Positionen der katholischen Kirche Bayerns und der ihr nahestehenden geistigen Strömungen und gesellschaftlichen Organisationen fehlt ganz. Dieses Desiderat wird auch nicht durch die verstreute Analyse der Meinungsäußerungen zum Schulgesetz seitens der Presseorgane, der parlamentarischen Abgeordneten und geistlichen Würdenträger geschlossen. Auch sollte vermieden werden, den Katholizismus zu voreilig en bloc und als entschieden konservative Macht zu behandeln. Gerade in Bayern nahm der katholische Liberalismus in der Jahrhundertmitte eine nicht unbeachtliche Position ein. Eichenlaub läßt im Zuge seiner Ausführungen durchaus differenziertere Beurteilungen erkennen, so daß es etwas verwundert, daß gerade in den zusammenfassenden Abschnitten seiner Arbeit jene etwas holzschnittartigen Bewertungen überwiegen. Auch die vom Verfasser mitunter gewählte Terminologie ist unbefriedigend, gerade bei theologischen Themen. Daß der Mensch nach »der christlichen Lehre« ein »böses Geschöpf« sei, dürfte wohl so schlankweg kein Theologe unterschreiben.

Eine andere Studie wendet sich dem bisher nur ansatzweise beachteten Thema der Lehrerverbände zu. Hermann Schnorbach untersucht die Geschichte des »Internationalen Berufssekretariats der Lehrer«, das als eine 1926 gegründete freigewerkschaftliche Organisation internationalen Charakter trug und politisch linksorientierte Positionen vertrat. Schnorbachs Darstellung erschließt auf der Grundlage eines erst mühsam zusammengetragenen Bestandes an verschiedenartigen Quellen (darunter mündliche Mitteilungen) weithin ein Niemandsland der pädagogikgeschichtlichen Forschung. Die übersichtlich gegliederte Arbeit berichtet über die Gründung des Sekretariats, über seine jeweiligen nationalen Verbände und schließlich schwerpunktmäßig über seine gewerkschaftlichen sowie pädagogisch-politischen Aktivitäten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Leider bevorzugt der Autor bei der Schilderung der Tätigkeit des Verbandes (vor allem in bezug auf sein politisches Wirken) eine moralisierende, holzschnittartige Methode. Die ständigen Hinweise auf die antifaschistischen Kampfmaßnahmen des Verbandes und auf die Primitivität der vom Nationalsozialismus bzw. Faschismus vertretenen pädagogischen Programme dienen sicher der Würdigung eines heute zu Unrecht vergessenen Strebens und der Anprangerung eines schrecklichen Systems, besitzen aber für eine differenzierende und analysierende historische Forschung nur geringen heuristischen Wert. Kritisch anzumerken ist auch die mangelnde Einbettung der beschriebenen Lehrgewerkschaft in die Schulgeschichte der Zwischenkriegszeit. Es wäre dann deutlich geworden, daß linke Gruppierungen innerhalb der Lehrerschaft (zumindest Deutschlands) nur eine marginale Rolle einnahmen.

Zu den an Umfang und inhaltlicher Bedeutung beeindruckendsten Unternehmungen der pädagogikgeschichtlichen Forschung der letzten Jahrzehnte gehört die von Helmut Engelbrecht verfaßte fünfbandige »Geschichte des österreichischen Bildungswesens«, deren abschließender Band hier angezeigt werden soll. Ein Werk, das auf über 3000 Seiten eine vom Mittelalter bis zur Gegenwart reichende Zeitspanne behandelt, ist heutzutage eigentlich nur noch als Gemeinschaftsarbeit denkbar; um so bewunderungswürdiger ist ihre Abfassung durch einen einzelnen Forscher. Der vorliegende Band behandelt die Entwicklung

des Schulwesens in Österreich seit dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie im Jahre 1918. Berücksichtigung findet das gesamte Bildungssystem von der Hilfsschule bis zur Universität (der jedoch vergleichsweise wenig Raum zugestanden wurde), einschließlich aller nur denkbaren Sonder- und Spezialschulen, der Erwachsenenbildung, der Berufsschulen, der Lehrerbildung und des Schulwesens der nationalen Minderheiten. Auch das Verhältnis zwischen Schule, Politik, Gesellschaft und Kirche wird innerhalb der einzelnen Zeitabschnitte immer wieder thematisiert, auch und gerade im Zusammenhang der Jahre 1933 bis 1938 (»Ständestaat«) und 1938 bis 1945, in denen die »Ostmark« in einem gewissen Maße als schulpolitisches Pionierland des Nationalsozialismus diente.

Im folgenden geht es um das Thema Universitätsgeschichtsschreibung. Daß diese in der Vergangenheit weithin aus der Prosopographie der Universitätslehrer und vielleicht noch aus der Beschäftigung mit den vermittelten Lehrinhalten sowie aus der Behandlung ausgewählter kulturgeschichtlicher Aspekte des Universitätsalltags (studentische Verbindungen, Duellwesen u. a.) bestand, wurde schon angedeutet. Trotz einer Reihe schon früher erbrachter Pionierleistungen ist es erst in den letzten Jahrzehnten zu einer wirklichen Verbreiterung des Themenspektrums gekommen, auch und vor allem in Richtung auf Einbeziehung sozialwissenschaftlicher Forschungen, wenn auch der Stand der entsprechenden Bestrebungen an den einzelnen Universitäten, auf deren jeweilige Geschichte die Historiographie in Deutschland weithin orientiert ist, ein sehr unterschiedliches Niveau erreicht hat.

Bahnbrechend für die sozialwissenschaftliche Behandlung der deutschen Universitäten in der Zeit des Zweiten Kaiserreiches und der Weimarer Republik war die 1969 erschienene Arbeit »The Decline of the German Mandarins« (dt. 1983) von Fritz K. Ringer. Die deutsche akademische Intelligenz wird hier als abgrenzbare soziale Gruppierung behandelt, deren Charakteristikum in der erworbenen Bildung zu sehen ist und der es gelang, innerhalb der Nation eine bestimmende Position einzunehmen (Geistesadel), die insbesondere mit dem Charakter des Staates als Hüter kultureller Werte begründet wurde, was den Gebildeten einen einzigartigen Rang im gesellschaftlichen Gefüge vermittelte, den Ringer mit dem Begriff des Mandarinentums zu charakterisieren sucht. Wenn er auch diese Vorstellungswelt des Gebildeten vorrangig als ideologisch (im Sinne von Marx) bezeichnet, so soll doch damit weder deren innerer Wert vorschnell abqualifiziert werden noch ihre (zeitgebundene) Logik bestritten werden. Die Affinität der deutschen Intelligenz zu konservativen und schließlich gar nationalsozialistischen Vorstellungen und Gesellschaftsmodellen sei schließlich aus der Bedrohung jener Bildungsideologie geboren worden.

Spätestens seit der klassischen Arbeit von Eulenburg »Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart« (Leipzig 1904) gehören statistische Untersuchungen zum gängigen Handwerkszeug der Universitätshistoriographie. Erst die Kapazitäten der modernen Datenverarbeitungssysteme ermöglichten es jedoch, die quantitativen Methoden der historischen Forschung in aller Breite zur Anwendung zu bringen, auch im Bereich der Bildungsforschung. Das wohl anspruchsvollste Unternehmen auf diesem Gebiet bildet das 1977 ins Leben gerufene Forschungsprojekt »Empirische Analyse von Qualifikationskrisen 1867–1945 in Preußen unter besonderer Berücksichtigung ausgewählter Berufsgruppen« (QUAKRI). Das auf alle deutschen Universitäten und zeitlich bis ins frühe 19. Jahrhundert ausgedehnte Projekt erfaßt eine Unmenge an Daten zur Bildungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (z. B. Studierende nach Alter, Geschlecht, Religion, sozialer Herkunft, Fakultät, Vorbildung; Ergebnisse der Studienabschlüsse; berufspraktische Ausbildung; Wartezeiten vor dem Eintritt in den Beruf). Ihren Niederschlag haben diese Materialerfassungen nicht nur in einem »Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte« (bisher Band I, 1. Teil) gefunden, sondern auch in einer beachtlichen Anzahl von Aufsätzen, Vorträgen und Monographien. Das publizistisch aktivste Mitglied der QUAKRI-Gruppe ist ohne Zweifel Hartmut Titze, der mit seiner jetzt vorliegenden Arbeit

»Der Akademikerzyklus«, einer Göttinger Habilitationsschrift von 1985, nicht nur die Summe seiner eigenen bisherigen Forschungen zieht, sondern auch Ergebnisse vorlegt, die aus den von QUAKRI gesammelten Datenmaterialien gewonnen wurden.

Ausgangspunkt der Fragestellung Titzes (und damit des QUAKRI-Projektes) ist die Beobachtung, daß der Zustrom zu den Universitäten regelmäßigen Zyklen des Auf und Ab unterworfen ist. Diese Tatsache legt die Frage nahe, »ob sich hinter dem [...] nicht ein gesellschaftlich produzierter Mechanismus verbirgt, dessen Wirkungsweise sozialwissenschaftlich untersucht und aufgeklärt werden kann.« (S. 5 und S. 107) Titzes dieser Frage gewidmete Arbeit gliedert sich in logischer Stringenz in fünf Abschnitte: Ein erster Abschnitt untersucht anhand ausgewählter Fallbeispiele (Evangelische Theologen, Juristen, Mediziner, Lehrer an höheren Schulen) die Zyklen der Auf- und Abschwünge der Studentenzahlen seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ein zweites Kapitel geht der Hypothese nach, daß die zu beobachtenden Frequenzschwankungen mit einem gleichfalls erkennbaren Wandel in der sozialen Rekrutierungsbasis der Studenten in Verbindung zu bringen sind. Die Analyse der vorliegenden Daten erlaubt die Feststellung, daß die Selektion der Studenten je nach Mangel oder Überfüllung an Bewerberzahlen über einen Sog- bzw. Abschreckungseffekt erfolgte, der je nach der Abstufung im sozialen Niveau der Bewerber an Intensität zu- bzw. abnahm. Der dritte Teil wendet sich der zeitgenössischen Diskussion um die sich wandelnde Frequentierung der Hochschulen zu. Grundlage der Darstellung bildet hier die Untersuchung ausgewählter publizistischer Äußerungen zum Thema. Entscheidend ist die Erkenntnis, daß die sich in Parallele mit den Höhepunkten im Zulauf zu den Universitäten häufende Klage über die Überfüllung der Hochschulen die Interessen der beruflich bereits etablierten Akademiker zum Hintergrund hatte, die ihre sozialen Positionen durch die andrängende Konkurrenz neuer Absolventen bedroht sahen. Dabei deckten sich weithin (aber nicht ausschließlich) die Bildungselite (Geistes-Adel) mit der sozial herrschenden Schicht. Im Gegensatz zum früheren Geburts-Adel, der seine Privilegien offen verfechten konnte, mußte der neue Adel jedoch nach außen hin eine universalistische Moral vertreten, die die prinzipielle Gleichberechtigung aller Studienbewerber behauptete. Der Ausschluß der niederen sozialen Schichten aus dem Kreis der Akademiker mußte sich daher hinter der Propagierung des Gemeinwohles verschanzen, das eine »uferlose« Verbreitung der höheren Bildung verbot.

Die Wege, die zur Realisierung dieses Zieles eingeschlagen wurden, bilden den Inhalt der Darstellung des vierten Hauptabschnittes. Bot die äußere (herrschaftliche) Eindämmung der Studentenzahlen nur noch geringe Möglichkeiten, so mußten Mechanismen innerhalb des Bildungssystemes selbst gefunden werden, die den Selektionsprozeß im erwünschten Maße lenkten. Titze beschreibt diesen Vorgang als Herausbildung bürokratischer Strukturen, die die Bildungsselektion institutionalisieren (Abitur; Prüfungen; Zensuren; Beurteilungen; unbesoldete, also eigenes Vermögen erfordernde Ausbildungen nach Studienabschluß). Abgesichert wurde dieser Prozeß durch die Integration der Gebildeten als Berufsbeamte in das herrschende gesellschaftliche System. Im Interesse der Verteidigung ihrer privilegierten Position wurden sie zu Apologeten der existierenden Strukturen bzw. des bestehenden Staates – und zwar jedes Staates. Titzes Werk, das durchaus auch im Blick auf gegenwärtige bildungspolitische Diskussionen verfaßt worden ist, schließt mit der Feststellung, daß die seit bald 200 Jahren beklagte Überfüllung der Hochschulen, die die Legitimationsgrundlage für die beschriebenen Formen der Bildungsselektion bildete, der Dynamik der allgemeinen Entwicklungstendenzen des 19. und 20. Jahrhunderts nicht entspricht: Das Ungleichgewicht zwischen Hochschulbesuch und unmittelbarem gesellschaftlichen Bedarf an Akademikern war und ist das Normale. Die zeitweise Berufsüberfüllung hat sogar eine »objektiv stabilisierende Funktion«, da sie dem Akademiker den Wert seiner Statusprivilegien bewußt macht. Er wird somit »politisch abgekühlt« und auf seine eigene »soziale und politische Interessenlage« hingewiesen: »Darin liegt der latente Beitrag, den die

Zyklen für die Stabilität der gesellschaftlichen Verhältnisse leisten.« (S. 490) Die Entmythologisierung der Rolle des Intellektuellen wird, soweit dies noch nötig ist, deutlich sichtbar.

Die notgedrungen stark verkürzende Darstellung der Aussagen Titzes läßt vielleicht erkennen, daß sein Buch mehr beinhaltet als eine Analyse der Frequentierung der Universitäten und auch mehr ist als eine Untersuchung zur Bildungsgeschichte. Mechanismen des wissenschaftlichen Lebens werden durchschaubarer, und der Beitrag zur Sozialgeschichte der höheren Beamtenschaft und der Intellektuellen insgesamt ist von beachtlichem Gewicht und dürfte der Forschung nachhaltige Impulse verleihen. Angesichts der Bedeutung der insbesondere von Max Weber geschilderten Herrschaft des Beamtentums im modernen Europa liegt das Interesse an einer fundierten Analyse der Rekrutierungstechniken und statussichernden Strategien der Staat, Wirtschaft und Wissenschaft verwaltenden Eliten auf der Hand. Sicher sind Statistiken, auch und gerade solche beeindruckenden Datenanhäufungen, wie sie von QUAKRI erstellt wurden und die dennoch »nur« eine Auswahl bilden, immer verschieden interpretierbar, und man mag im einzelnen andere Schlüsse aus den Materialien ziehen als Titze. Die unterschwellige, aber doch deutlich sichtbar werdende Kritik an der historischen Rolle der Intellektuellen, denen es immer zuerst und vor allem um ihre eigene Statussicherung ging, mag beispielsweise nicht von jedem geteilt werden. Dennoch wird niemand künftig an Titzes grundlegenden Untersuchungen vorbeigehen können.

Eine der breitflächig angelegten Untersuchung Titzes verwandte Publikation, die sich jedoch nur auf eine einzige Universität konzentriert, hat Marita Baumgarten als überarbeitete Fassung ihrer Magisterarbeit vorgelegt. Anhand einer nach Fakultäten getrennten Untersuchung wird die geographische und soziale Herkunft sowie der wissenschaftliche Werdegang der jeweiligen Professorenschaft der hessen-darmstädtischen Universität Gießen aufgelistet. Den tragenden Gedanken bildet die These, diese Bildungseinrichtung habe im Laufe des 19. Jahrhunderts eine Wandlung von einer Familien- zu einer Forschungsuniversität durchlaufen; statt der Selbstergänzung der Professorenschaft aus den Reihen eingesessener altehrwürdiger Universitätsfamilien habe das Leistungsprinzip eine schließlich dominierende Bedeutung gewonnen. Die Hochschullehrer seien dann aus dem Territorium des gesamten Deutschen Bundes bzw. Reiches berufen worden, wobei Gießen immer den Charakter einer Einstiegsuniversität für beginnende Karrieren besessen habe. Dieser Wandlungsprozeß verlief innerhalb der einzelnen Fakultäten in einem unterschiedlichen Tempo. Am raschesten modernisierte sich konsequent seit der Jahrhundertmitte die Juristische Fakultät, am schwerfälligsten die Philosophische Fakultät, die jenen Wandel in einzelnen Bereichen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht abgeschlossen hatte. Dieser Vorgang wird von Baumgarten mit dem unterschiedlichen sozialen Rekrutierungsfeld der jeweiligen Fakultäten in Verbindung gebracht, worauf hier nur hingewiesen werden kann.

Dem Professor, in erster Linie dem Ordinarius, galt von jeher das besondere Interesse der Universitätshistoriographie, jedoch meist in Begrenzung auf das Nachzeichnen der Hochschullaufbahn (evtl. noch unter Berücksichtigung institutspolitischer Tätigkeiten) und auf eine Beschreibung des jeweiligen wissenschaftlichen Werkes. Soziale Herkunft, Mentalität, Stellung zum außeruniversitären Leben (Politik, Wirtschaft), Beziehungen zu anderen sozialen Gruppen und Schichten fanden höchstens ausnahmsweise Beachtung (Eulenburg!). Auch hier stellte die Arbeit von F. K. Ringer über die deutschen Mandarine eine Pionierleistung dar, der inzwischen eine ganze Reihe von Untersuchungen folgte. Von einer zusammenfassenden Gesamtdarstellung (selbst nur zu einem historischen Epochenabschnitt) der Geschichte der deutschen Professorenschaft in der eben angedeuteten Ausrichtung ist die Forschung freilich noch weit entfernt. Die Schwierigkeiten liegen nicht zuletzt in der durchaus unterschiedlichen Sachlage innerhalb der einzelnen Wissenschaftsgebiete und in der für Deutschland typischen regionalen Vielfalt der Universitätsland-

schaft begründet, die die Mitarbeit von Vertretern der verschiedensten Disziplinen und die quellenmäßige Aufarbeitung der Geschichte einer großen Zahl von Universitäten erfordert, die weithin nur vor Ort geleistet werden kann. Wer auch nur oberflächlich mit der desolaten Situation der Universitätshistoriographie, die oft nur anlässlich von Jubiläen eine Aufpolierung erfährt, an zahlreichen Hochschulen vertraut ist, dürfte auch keine übertriebenen Hoffnungen hegen, daß in dieser Beziehung bald Abhilfe geschaffen wird. Dazu tritt in Hinsicht auf die Hochschulgeschichte zwischen 1933 und 1945 eine über lange Jahre hinweg betriebene und immer noch nicht überall abgebaute Tabuisierung der Rolle der Universitätslehrer in jener Zeit. Beobachten läßt sich diese Zurückhaltung (euphemistisch ausgedrückt) sowohl in der BRD als auch in der ehemaligen DDR.

Es stellte also ein gewisses (wenngleich notwendiges) Wagnis dar, eine Veranstaltung zum Thema »Deutsche Hochschullehrer als Elite« durchzuführen, wie dies 1983 im Rahmen der Büdinger Gespräche geschah. Dieses Unternehmen fügte sich ein in die Reihe der seit den 1960er Jahren vom Institut zur Erforschung historischer Führungsschichten (Bensheim) initiierten Untersuchungen zur Geschichte der Eliten in Deutschland, die sich schon den verschiedensten Gruppierungen (u. a. Bankiers, Beamten, Offizieren, Bürgermeistern und Diplomaten) zugewandt hatten, so auch bereits den Universitätsgelehrten des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Der nun vorliegende Band widmet sich dem Zeitraum zwischen dem Wiener Kongreß und dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Vielleicht ist es den aus den bisherigen Tagungen gewonnenen Erfahrungen zuzuschreiben, daß bereits Themenverteilung und Gliederung der einzelnen Beiträge einen Eindruck der Stringenz und inneren Geschlossenheit vermitteln, der ansonsten den gedruckt vorliegenden Ergebnissen wissenschaftlicher Tagungen nicht selten abgeht. Jeder Vortrag behandelt, ohne deshalb uniform zu wirken, die Frage der Binnenstruktur der Professorenschaft (also ihre soziale Rekrutierungsbasis und die Rahmenbedingungen ihrer Karriere), ihr jeweiliges Selbstverständnis, die ihr eigene Sicht der Gesellschaft und die bei ihr zu beobachtenden Verbindungen zur Politik. Die Abfolge der Beiträge ist im wesentlichen chronologisch angelegt. Es wird das Bestreben deutlich, möglichst alle universitären Disziplinen zu berücksichtigen, wobei allerdings die Geisteswissenschaftler und unter ihnen wiederum die Historiker besondere Beachtung finden.

Der Band wird eröffnet durch einführende Bemerkungen von Klaus Schwabe, die insbesondere auf das seit Fichte anzutreffende Selbstverständnis der Gelehrten verweisen, der Nation die ideelle, die werthafte Orientierung vermitteln zu können und zu müssen (Wertelite), eine Auffassung, die schließlich in einen wachsenden Widerspruch zu der sich verändernden gesellschaftlichen Wirklichkeit geriet. Diese Position – die Hochschullehrer als wertesetzende Elite des 19. Jahrhunderts, die im 20. Jahrhundert in einen wachsenden Konflikt zu einer sich wandelnden Welt geriet – ist im Prinzip die Grundthese aller folgenden Beiträge. Charles McClelland (Verfasser von: *State, Society and University in Germany, 1700–1914*, Cambridge 1980) widmet sich der Zeit des Vormärz und der 1848er Revolution. Entscheidend sei die tiefe Zäsur in der Geschichte der Universität in der preußischen Reformära. McClelland unterliegt allerdings der weit verbreiteten Fehleinschätzung, den Charakter der neuen Universität in einen zu schroffen Gegensatz zur Vergangenheit zu setzen. Es kommt einer Karikatur nahe, wenn behauptet wird, daß die Professoren des 17. und 18. Jahrhunderts lediglich aus veralteten Lehrbüchern vorlasen und sich ansonsten allein in Rangstreitigkeiten ergingen. Hier findet eher der klägliche Stand unseres Wissens Widerspiegelung als die historischen Realitäten. McClellands Definition, Professionalisierung, Verwissenschaftlichung und ein engerer Einbezug in den Staatsdienst seien die Hauptelemente im Prozeß der Herausbildung der neuen Elite der Hochschullehrer, besitzt daher einen zu apodiktischen Charakter. Zuzustimmen ist McClelland sicher in der Feststellung, daß das Verhältnis der Professoren zu den herrschenden politischen Mächten im Vormärz und der Revolution von 1848/49 von einer späteren »heroisierenden« Ge-

schichtsschreibung idealisiert wurde. Die Göttinger Sieben repräsentierten keineswegs den Typ des Professors jener Epoche. Als neue Elite waren die Professoren (soweit sie sich überhaupt politisch engagierten) nur in einem beschränkten Grade an der Änderung der bestehenden Ordnungen interessiert. Dennoch bot sich in jener Zeit der Professorenschaft erstmals die Möglichkeit, »eine moderne politische Führungsrolle zu erproben.« (S. 52)

Dem Thema der parlamentarischen Betätigung der Professoren zwischen der Frankfurter Nationalversammlung und dem letzten Reichstag des kaiserlichen Deutschland geht Bernhard vom Brocke nach. Es gab zwar, so sein Ergebnis, im Laufe der Zeit einen Rückzug der Professoren aus dem Reichstag, der jedoch nicht mit einer parlamentarischen Abstinenz schlechthin gleichzusetzen sei, wenn auch die Zahl der in dieser Hinsicht politisch aktiven Hochschullehrer immer gering blieb. Fritz Ringer untersucht »Das gesellschaftliche Profil der deutschen Hochschullehrerschaft 1871–1933«. Der Vortrag bietet im wesentlichen eine pointierte Wiederholung zentraler Thesen aus Ringers bekanntem Buch: Die Professoren bildeten die oberste Schicht im Mandarinentum der Intellektuellen, deren Funktion als wertebestimmende Elite durch das Vordringen der modernen Industriegesellschaft ab ca. 1890 immer stärker ins Wanken geriet. Den Vertretern der naturwissenschaftlichen Disziplinen, deren politische Rolle bisher nur geringe Beachtung fand, wendet sich Lothar Burchardt zu. Der umfangreiche Beitrag konzentriert sich jedoch im wesentlichen auf die Darstellung der Karriere- und Arbeitsbedingungen der Naturwissenschaftler an den Universitäten des Kaiserreiches. Abgesehen von einigen »Exoten« wie W. Ostwald und E. Haeckel beschäftigten sich die Naturwissenschaftler kaum mit sozialen oder politischen Fragen, was nicht bedeutete, daß man sich nicht als Elite verstand und sich nicht mit den existierenden gesellschaftlichen Verhältnissen identifizierte. Ein weitgehend anderes Bild ergibt sich bei den Historikern im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, denen Rüdiger vom Bruch und Bernd Faulenbach ihre Untersuchungen widmen (vom Bruch bezieht außerdem die Nationalökonomien ein). Kam ihnen auch innerhalb der Gelehrtenwelt keine herausgehobene Position zu, so spielten sie doch eine überdurchschnittliche Rolle in der Setzung nationaler Identitäten und Wertvorstellungen, die in ihrem Inhalt auch nach dem Desaster von 1918 keine wesentlichen Änderungen erfuhren. Das hing mit dem fest verankerten elitären Selbstbewußtsein zusammen, das mit jenen Wertsetzungen eng verflochten war und eine ausgeprägte Reserve gegenüber der neuen Republik begründete. Im übrigen sieht vom Bruch auch die Nationalökonomien, in deren Kreis Ringer noch relativ viele »Modernisten« zu entdecken meinte, ganz im Fahrwasser der nationalen Machtstaatsidee, auch und gerade Max Weber.⁶

Die Professorenschaft der Weimarer Republik in ihrer Gesamtheit bildet das Thema von Kurt Sontheimer. Der größte Teil der Universitätslehrer habe sich in seinem Verständnis als Geisteselite von jeglicher politischer Betätigung ferngehalten, ohne die gerade in dieser Enthaltung implizit enthaltene politische Relevanz zu erkennen, die auf eine Stützung der antidemokratischen Tendenzen hinauslief. Der letzte Beitrag, vorgelegt von Hellmut Seier, befaßt sich mit dem besonders heiklen Kapitel der Rolle der Universitätslehrer im Dritten Reich. Entscheidend ist die Feststellung, daß es trotz aller »Hochschulerneuerungsprogramme«, die in Parteikreisen kursierten, zu keiner tiefgreifenden Umgestaltung der Universität kam, wenn man von ihrer vor allem durch die Rassenpolitik bedingten personellen Ausblutung absieht. Im übrigen läßt sich auch auf dem Gebiet der Hochschulpolitik die Polykratie des Dritten Reiches verfolgen, was vom Verfasser an verschiedenen Beispielen illustriert wird. Das Festhalten der Hochschullehrerschaft am überkommenen Sy-

6 Hinzuzuziehen zur Historiographie in der Weimarer Republik ist die grundlegende Studie von Hans Schleier, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik*, Berlin 1975.

stem von Mentalitäten und Wertnormen sowie am elitären Standesdenken überhaupt spielte im wachsenden Maße die Rolle einer »latenten Systemkritik«.⁷

Seit jeher gelten die »Karlsbader Beschlüsse« von 1819 als besondere Manifestation der Reaktion, der restaurativen Wende, die nach 1815 Deutschland und insbesondere Preußen erfaßte. Niemand geißelte die im Deutschen Bund nach Karlsbad herrschende Atmosphäre schärfer als der aller Sympathien für die »Demagogen« unverdächtige und selbst Preußens Anteil an den Beschlüssen entschuldigende und mildernde Heinrich von Treitschke. Die heutige Historiographie urteilt differenzierter, indem sie auf die vielfach gebrochene Umsetzung der Karlsbader Beschlüsse in den verschiedenen Staaten verweist und den gleichwohl voranschreitenden Modernisierungsprozeß hervorhebt. (vgl. z. B. Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866*, München 1983, S. 282 ff.) Dies gilt auch für die Universitäten, die neben der Presse der Hauptadressat der Beschlüsse von Karlsbad waren. Ihr Aufstieg zu der späteren Weltgeltung setzte sich auch in den 1820er bis 1840er Jahren unvermindert fort. Leider fehlte es, trotz des den Karlsbader Beschlüssen immer beigemessenen Charakters einer historischen Zäsur, bis vor kurzem an Untersuchungen, die sich der konkreten Umsetzung der von den deutschen Regierungen festgelegten Maßnahmen innerhalb des universitären Bereichs widmeten.

Mit der Dissertation von Manfred Brümmer liegt nun eine Arbeit vor, die diese Aufgabe am Beispiel der preußischen Universität Halle-Wittenberg in Angriff nimmt und sich zugleich in die eben angedeutete Tendenz zur modifizierenden Beurteilung der Auswirkungen der Beschlüsse einordnet. Nach einem Überblick über die rechtsgeschichtliche Entwicklung der Hallenser Universität seit ihrer Gründung (1694) wendet sich Brümmer der Umsetzung der Karlsbader Beschlüsse (soweit sie die Universität betrafen) im preußischen Staatsgebiet zu. Im Mittelpunkt der vom Bundestag beschlossenen Maßnahmen stand die Einsetzung eines Regierungsbevollmächtigten an jeder Universität, dem die scharfe Kontrolle der Studenten und Lehrer in politischer Hinsicht anvertraut werden sollte. Die vom Kultusminister Altenstein in Preußen betriebene Realisierung dieser Festlegung wies nun einige bemerkenswerte Modifikationen auf, die den Bevollmächtigten als Beamten des Kultusministeriums in einen strikten Instanzenzug eingliederten und ihn zugleich mit der Funktion eines Kurators (verantwortlich für die Vermögensverwaltung und für Bauangelegenheiten) der Universität betrauten. Brümmer vermutet wohl zu Recht, daß Altenstein mit letzterer Anordnung »die brisante Aufsichtsfunktion des Amtes durch praktische Verwaltungsaufgaben gemildert« sehen wollte (S. 46), deren Ausübung der Kontrolle, aber auch der nachdrücklichen Förderung der Hochschule dienen sollte und konnte. Vor allem ist die These von Bedeutung, daß die Umsetzung des Karlsbader Universitätsgesetzes letztlich den »Zentralisierungs- und Modernisierungsinteressen« der staatlichen Verwaltung diene. Gleichwohl kam es entscheidend darauf an, welche Persönlichkeiten als Regierungsbevollmächtigte die in ihrer Zielrichtung divergierenden Regelungen in die Tat umzusetzen hatten. Brümmer fällt daher eine durchaus sachgerechte Entscheidung, wenn er für den Hauptteil seiner Darstellung eine biographische Methode wählt, d. h. sich an der Amtszeit der jeweiligen Beamten orientiert. Das Ergebnis der durchweg auf gründlichen und umfassenden Archivstudien gegründeten Untersuchung bestätigt die Berechtigung der getroffenen Entscheidung. Die Person des Bevollmächtigten übte keineswegs die Rolle eines bloßen Transmissionsriemens zur Vermittlung Berliner Anordnungen aus. So läßt sich

⁷ Seier bezieht mit dieser sicher nicht auf einhellige Zustimmung stoßenden Auffassung eine Position, wie sie in den letzten Jahren auch in anderen Arbeiten zur Geschichte des Dritten Reiches zu finden ist. Verwiesen sei hier nur auf Kurt Meier, *Evangelische Kirche in Gesellschaft, Staat und Politik 1918–1945*, Berlin 1987. Allein die Existenz der evangelischen Kirche »mit allen ihren soziokulturellen und sozialpsychologischen Implikationen« sei ein »Widerstandsfaktor« gewesen. (S. 149).

überzeugend nachweisen, daß Gottlieb Delbrück, der von 1831 bis 1842 dieses Amt innehatte, eine für die Universität geradezu segensreiche Tätigkeit ausübte, so in Berufs- und Besoldungsfragen sowie im Bereich der Durchsetzung baulicher Maßnahmen. In der Beaufsichtigung der Studenten und des Lehrkörpers bemühte er sich um Zurückhaltung und um eine realitätsgerechte Analyse der Verhältnisse. Ein wesentlich anderes Bild bietet das Wirken von Ludwig W. A. Pernice, der sich einer nach Altensteins Tod (1840) vollzogenen reaktionären Wende in der Politik des Kultusministeriums voll anpaßte und Professoren und Studenten einer scharfen, mitunter von niedriger Gesinnung zeugenden Beaufsichtigung unterwarf. Abschließend verfolgt Brümmer die Geschichte des Kuratorenamtes bis zu dessen Aufhebung durch die Gleichschaltung der Universität durch die SED im Jahre 1948, die der Verfasser in einer für die Drucklegung sicher veränderten Fassung des Textes mit vollem Recht als Scheinharmonisierung von Staat und Universität bezeichnet. Der Abdruck von 33 Dokumenten (zumeist Archivalien aus Halle und Merseburg) runden die Studie ab, die, wie man nur hoffen kann, zur Anfertigung ähnlicher Untersuchungen an anderen Universitäten anregen möge.

Brümmers Arbeit belegt, daß Wissenschafts- und Universitätsgeschichte auch und nicht zuletzt eine Geschichte der an ihr beteiligten Persönlichkeiten ist; alle noch so wichtigen und gehaltvollen soziologischen, statistischen und kulturgeschichtlichen Untersuchungen oder anspruchsvollen Theoriesysteme können die Berücksichtigung dieses Aspektes nicht ersetzen. Es ist daher zu begrüßen, daß auch in den letzten Jahren Ergebnisse biographischer Forschungen unter den Neuerscheinungen nicht fehlen. Zu den deutschen Wissenschaftlern, die in den vergangenen Jahren ein breiteres, nicht nur national begrenztes Interesse fanden, gehört der Gräzist Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, dessen Bedeutung für die Wissenschaftsentwicklung und -politik der Zeit um die letzte Jahrhundertwende weit über sein engeres Fachgebiet hinausreichte. Der heutige Stand der Kommunikationstechnik hat die Bedeutung der schriftlichen Korrespondenz für Mitteilungen, für den Gedankenaustausch und für die Verständigung über anstehende Probleme an den Rand geschoben. Wilamowitz-Moellendorff gehörte noch einer Generation an, die den brieflichen Verkehr intensiv pflegte. Seine ausgedehnten brieflichen Verbindungen stießen in den letzten Jahren auf die wachsende Aufmerksamkeit der expandierenden Forschungen zur Wissenschaftsgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts. Eine ganze Reihe kleinerer und größerer Editionen belegen diesen Trend.⁸

Dazu zählt die Publikation der Briefe des großen Philologen an Friedrich Althoff, an der (wie bei fast allen anderen Wilamowitz-Editionen) M. Calder III beteiligt ist. Schon der Name des Korrespondenzpartners, Friedrich Althoff, zeigt, daß es sich gerade hier keineswegs allein um Quellenmaterial handelt, aus dem Aufschlüsse zur Geschichte der Klassischen Philologie zu erhoffen sind. Dem »System Althoff« ist nicht zuletzt der Aufstieg der deutschen Wissenschaft zur Weltgeltung zu verdanken.⁹ Eine kluge und verantwortungsbewußte Personalpolitik gehörte zu den wichtigsten Methoden, mit denen der Ministerialdirektor im preußischen Kultusministerium seine Erfolge beim Ausbau der Universitäten erzielen konnte. Sachkundige Informationen entsprechender Insider zu den Stärken und Schwächen der Vertreter der verschiedenen Disziplinen gehörten zu den Voraussetzungen für das Funktionieren dieses Systems. Von Wilamowitz-Moellendorffs Briefe erlauben einen sehr lebendigen Einblick in die Vorgeschichte vieler Berufungen auf dem Gebiet der

8 Vgl. *Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Selected Correspondence*, hrsg. von W. M. Calder III, Neapel 1983; *The Preserved Letters of Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff*, hrsg. von W. M. Calder III und R. L. Fowler, München 1986.

9 Vgl. *Bernhard vom Brocke, Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: Das »System Althoff«*, in: P. Baumgart (Hrsg.), *Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs*, Stuttgart 1980, S. 9–118.

Altertumswissenschaft (und nicht nur dieser), war doch Wilamowitz-Moellendorff neben Mommsen und Zeller der wichtigste Ratgeber Althoffs im Bereich jener Disziplin, die im 19. Jahrhundert eine Leitfunktion in der Herausbildung der Formen der modernen Wissenschaft ausgeübt hatte. Wir erfahren also eine Unmenge an Mitteilungen und Urteilen über den Stand der Altertumswissenschaft an den verschiedenen deutschen Universitäten und insbesondere über die fachliche und persönliche Qualifikation der entsprechenden Wissenschaftler. Diese Beurteilungen von Wilamowitz-Moellendorff verlieren durch ihre mitunter kräftige und scharfe Tinktion (»meine in gewohnter Rückhaltlosigkeit ausgesprochene Ansicht«, S. 95) keineswegs an Gewicht und werfen natürlich auch oft ein aufschlußreiches Licht auf die Person des Briefschreibers.¹⁰ Der Leser erkennt einmal mehr, daß sich auch die Gelehrtenrepublik aus sehr menschlichen Individuen rekrutierte, für die persönliche Animositäten keineswegs nur marginale Bedeutung besaßen und die nicht wenig Energie in die unterschiedlichsten Fehden investierten, die nicht selten die wissenschaftliche Entwicklung beeinflussten. Deutlich werden auch die Kriterien zur Einschätzung der Qualifikation für das Einschlagen einer universitären Laufbahn: Umfang und inhaltliches Gewicht der vorgelegten wissenschaftlichen Publikationen und die pädagogische Befähigung waren entscheidend. Letztere rangierte jedoch erst in der zweiten Linie, wie die Warnung vor dem Eindringen der »Gymnasialpädagogik« in die Hörsäle der Universität in einem Brief vom 28. 2. 1895 zeigt. In späteren Jahren trat dazu die Klage über das Absinken der Universität zu einem Verbund von Fachschulen, die nur ein »banausisches« Studium vermittele, wobei Wilamowitz-Moellendorff eine durchaus einseitige und oberflächliche Sündenbocksuche betrieb. Hauptschuldige waren für ihn die Nationalökonomien, die nur Journalisten und Demagogen abrichten würden. (S. 167, in einem im Anhang aufgenommenen Brief an Max Lenz aus dem Jahre 1918)

Die Edition der im Zentralen Staatsarchiv Merseburg befindlichen Briefe vermeidet die leider immer noch weitverbreitete Unsitte modernisierender Textwiedergaben und ist als vorbildlich anzusehen. Bei der Kommentierung der Briefe konnten sich die Herausgeber auf die umfangreichen, meist archivalischen Materialien stützen, die durch die intensive Beschäftigung mit dem Wirken Wilamowitz-Moellendorffs in den vergangenen Jahren zugänglich geworden sind. Mit wenigen Ausnahmen konnten so alle für den Nachlebenden oft schwer verständlichen Anspielungen und Mitteilungen erklärt werden. Angesichts der ständigen Erwähnungen von Universitäten ist das Fehlen eines Ortsregisters bedauerlich.¹¹

Die Realisierung der Universitätsidee Wilhelm von Humboldts durch die Gründung der Berliner Universität (1810) wird bekanntlich zu den Höhepunkten innerhalb der Wissenschaftsgeschichte der Moderne gerechnet. Die Vorbildwirkung dieser Hochschulkonzeption auf andere deutsche und europäische Staaten sowie auf Amerika ist unbestritten. Noch die gegenwärtige Umgestaltung der Wissenschaftsstrukturen der ehemaligen DDR hat Ideen Humboldts zum Hintergrund. Andererseits lassen sich seit ca. 20 Jahren Bestrebungen beobachten, das preußische Reformsystem des frühen 19. Jahrhunderts zu »entmythologisieren«, also es stärker im Rahmen seines historischen Kontextes (sowohl in chronologischer Hinsicht als auch im zeitgenössischen Bezugsfeld) zu sehen.

Innerhalb dieses Rahmens ist ein von Gert Schubring herausgegebener Band anzusiedeln, der Vorträge enthält, die auf einem Symposium über die preußischen Universitätsreformen im 19. Jahrhundert gehalten wurden. Die Intention der Veranstalter richtete sich in erster Linie auf drei bisher wenig berücksichtigte Fragestellungen, nämlich auf den Ver-

¹⁰ Die Briefe sind gut geeignet, von Wilamowitz-Moellendorffs Werk, *Geschichte der Philologie*, Reprint Leipzig 1959, zu ergänzen. Wilamowitz-Moellendorf formuliert dort moderater, verteilt aber Lob und Tadel in ähnlich souveräner Manier.

¹¹ Eduard Zarncke war nicht Herausgeber einer »Literarischen Wochenschrift«, sondern des bekannten »Literarischen Zentralblattes«. Vgl. Anm. 315 auf S. 74.

gleich mit außerpreußischen Entwicklungen (vor allem in Frankreich), die Aufhebung der traditionellen Trennung von Schul- und Universitätsgeschichte (im Zusammenhang mit der Erklärung der innovativen Rolle der Philosophischen Fakultät) sowie die Beobachtung des Zusammenhanges »zwischen unterschiedlichen nationalstaatlichen Modernisierungspolitiken gegenüber der Wissenschaft und Disziplinbildungsprozessen.« (S. 10) Der allgemeinen Orientierung über den Stand und die Probleme der gegenwärtigen Forschung dient ein Vorwort von Gert Schubring und E. Hültenschmidt sowie ein sehr informativer Forschungsbericht von Steven R. Turner. Die Frage nach der Differenzierung zwischen Schul- und Hochschulbildung wird in verschiedenen Aufsätzen angesprochen, findet aber in Kapitel I über »Wissen und Institutionen im Transformationsprozeß« nähere Berücksichtigung. Der dritte oben erwähnte Aspekt wird hauptsächlich im Themenkomplex »Fallstudien zur Disziplinbildung in Preußen« (Kapitel II) untersucht, während die Untersuchungen zu den Reformbestrebungen in anderen deutschen und europäischen Staaten im III. Kapitel zusammengefaßt worden sind. Der als eigenes Kapitel ausgewiesene Beitrag von Schubring über »Spezialschulmodell versus Universitätsmodell – die Institutionalisierung von Forschung« versucht, soweit dies angesichts der Unterschiedlichkeit der Beiträge möglich ist, eine Art Summe aus dem Gebotenen zu ziehen.

Die Bedeutung des Bandes kann im wesentlichen in zwei Richtungen gesehen werden, in der Vermittlung neuer Ergebnisse der Quellenerschließung und im Bereich der Methodendiskussion. Beide Richtungen tragen zu einer Neuorientierung in der Beurteilung der preußischen Universitätsreform bei. Die Aufsätze, die sich hauptsächlich auf die Präsentation neuer Materialien (bzw. auf den ja oft aufschlußreichen erneuten Blick auf bereits bekannte Texte) konzentrieren, können hier nicht in ihrem Inhalt nachgezeichnet werden. Zusammengefaßt läßt sich sagen, daß alle Untersuchungen im Gegensatz zur traditionellen Historiographie den Prozeß der Disziplinbildung als langwierigen, widersprüchlichen und von den verschiedensten Imponderabilien abhängigen Vorgang sehen. Hervorzuheben ist dabei der Aufsatz von Uwe Meves zur »Institutionalisierung der Germanistik als akademische Disziplin an den preußischen Universitäten«, der in geradezu vorbildlicher Form archivalische Quellen erschließt und somit das gängige Bild über die zielbewußte, von nationalen Gedanken getragene Gründung germanistischer Lehrstühle in Frage stellt.¹² Andere Referate beschäftigen sich mit der Entwicklung der Biologie, der experimentellen Medizin, dem Königsberger Seminar für Physik und mit der Emanzipation der chemisch-technologischen Disziplinen. Die Untersuchungen zu den Bildungs- und Universitätsreformen in anderen Staaten (vor allem Frankreich, außerdem die Niederlande und die Sonderentwicklung in Bayern und in dem von Bayern abhängigen Griechenland) gelangen zu ähnlich differenzierten Urteilen. Der Einfluß der Universitätsidee Humboldts setzte erst relativ spät ein, sie wurde nur selektiv rezipiert und besaß nicht die vielbeschworene absolute Überlegenheit. Hier knüpft auch Schubring mit seinem sehr anregenden, bereits erwähnten Schlußaufsatz an, der die preußische Universitätsreform im Gegensatz zum Vorgang der Modernisierung in Frankreich (Einrichtung von Spezialschulen für die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen) zwischen 1789 und 1815 als eine »anti-moderne Modernisierung« begreifen will (Festhalten am Bild der Ganzheitlichkeit der Wissenschaft in der Form der Philosophischen Fakultät als Gegensatz zu der »handwerklichen Gesinnung« an den Spezialschulen); die durch Gewährung einer inneren Autonomie für die zweckfreie Philosophische Fakultät über lange Zeit hinweg eine Dynamik in der Entwicklung der Wissenschaft erzielte, der Frankreich zumindest zeitweise unterlegen war. Aufschlußreich ist auch Schubrings überzeugende These, daß der reformierten Universität das Mandat zur Forschung nicht in die Wiege gelegt wurde. Auch ihre zentrale Aufgabe bestand im Lehr-

¹² Meves korrigiert damit auch Thesen von Klaus Weimar, *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft*, München 1985.

auftrag; Forschung war bestenfalls als zusätzliche Tätigkeit vorgesehen. Die primäre Forschungsinstitution war und blieb die Akademie. Erst in einem jahrzehntelangen Prozeß sei die Forschung schließlich von der Universität usurpiert worden. Die Einheit von Forschung und Lehre an der »Humboldtschen Universität« sei ein Mythos.

Problematischer ist die Diskussion verschiedener aus dem Bereich der Soziologie übernommener Systemtheorien zur Erfassung der im 19. Jahrhundert ablaufenden Modernisierungsprozesse (»The great Transition«).¹³ Besondere Aufmerksamkeit findet im vorliegenden Band eine von Rudolf Stichweh im Anschluß an Niklas Luhmann entwickelte Theorie¹⁴, die den Modernisierungsvorgang als Wechsel von einer hierarchischen Gliederung der Wissensgebiete zu einem horizontal angelegten System beschreibt. Stichweh vermittelt in einem Aufsatz über »Differenzierung von Schule und Universität im 18. und 19. Jahrhundert« eine Kurzfassung seiner These, es habe bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts keine klare Trennung zwischen Schule und Universität gegeben. Erst die zunehmende Differenzierung des Wissens und eine wachsende Objektivierung des Wissenschaftsbegriffes (Anspruchsteigerung an das, »was noch als Wissenschaft soll gedacht werden können«) habe sozusagen die Integrationsmöglichkeiten des alten hierarchischen Systems gesprengt und den Weg zur Einführung der horizontalen Ordnung eröffnet. Damit einher ging die nun eindeutige Unterscheidung zwischen der Universität als einer wissenschaftlichen Ausbildungsstätte und der Schule als einer für den Besuch der Universität vorbereitenden Einrichtung (zwei »autonome Subsysteme«). Diese Thesen erscheinen aus verschiedenen Gründen, die im Rahmen einer Rezension nicht ausführlich vorgetragen werden können, als zweifelhaft. Auf die weitgehende Ausblendung aller politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Kontexte (Stichweh betont prononciert, daß politische Entwicklungen sich nur rezeptiv auf Vorgänge im Bildungsbereich verhalten, S. 38) weisen im Band selbst schon Schubring/Hültenschmidt (Vorwort, S. 12) und Turner (S. 26) kritisch hin. Ansonsten operiert Stichweh weitgehend mit Annahmen und Thesen, die sich so mit dem historischen Befund kaum in Übereinstimmung bringen lassen.¹⁵ Die Aufarbeitung der Universitäts- und Schulgeschichte der frühen Neuzeit hat noch keineswegs einen Stand erreicht, der eindeutige Feststellungen erlauben dürfte. Daß Schule und Universität nur per jure getrennt waren, nicht aber im Bereich des Lehrangebotes, wird von Stichweh behauptet, aber nicht bewiesen.¹⁶ Der Grad der »Differenzierung des gelehrten Wissens« und die »An-

13 Nebenbei sei auf die mitunter geradezu grotesk wirkende Verwendung einer gestylten Sprache verwiesen, die innerhalb dieser Schulen anscheinend als Ausweis wissenschaftlichen Arbeitens gilt. Will Stichweh sagen, daß die Ausbildung des Lehrers und seine Schultätigkeit zeitlich strikt getrennt sind, wird dies beschrieben als »strikte zeitliche Sequentialisierung des Involviertseins in diesen beiden Kontexten«. (S. 47).

14 Dargelegt vor allem in seinem Buch: *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen – Physik in Deutschland 1740–1890*, Frankfurt/Main 1984. Auch andere Verfasser des vorliegenden Bandes nehmen ausführlich Bezug auf Stichweh.

15 Das von Stichweh beigebrachte Belegmaterial ist sehr knapp bemessen und besteht z. T. außerdem noch aus Sekundärliteratur. Es geht auch nicht an, nach Belieben deutsche, französische, italienische u. a. Quellen anzuführen, um jeweils gesamteuropäische Entwicklungen (oder gar nur preußisch-deutsche) zu belegen.

16 Die angeführten Argumente sind nicht stichhaltig. Was bedeutet z. B. der Hinweis auf den Umstand (ein näherer Beleg dafür fehlt übrigens), daß die Gymnasien in eine untere »schola privata« und eine obere »schola publica« eingeteilt gewesen seien, die Universität aber als öffentliche Schule galt? Stichweh leitet daraus merkwürdigerweise die Gleichstellung der Universitäten und der Gymnasien im Bewußtsein der Zeitgenossen ab. Mit einiger Berechtigung könnte Stichweh höchstens das sog. »Gymnasium illustre« ins Feld führen. Die anderen von ihm genannten Schultypen (Ritterakademien, Militärschulen, Pädagogien und Pensionate) waren kaum eine wirkliche Konkurrenz zur Universität.

spruchssteigerung« hinsichtlich des Verständnisses von Wissenschaft bilden höchst relative Maßstäbe zur Beurteilung früherer Formen des wissenschaftlichen Lebens. Ob Umfang, Differenzierung und Niveau der Wissenschaften im 17. Jahrhundert geringer waren als im 19. Jahrhundert, ist fraglich. Sicher ist nur, daß sie eine gänzlich andere Orientierung und Struktur aufwiesen. Die mit jener Wissenschaftsentwicklung in Verbindung gebrachte These von der Wandlung von einem vertikal zu einem horizontal strukturierten Bildungssystem kann zwar eine heuristische Orientierung bieten, wirft beim Blick auf die komplizierten Wege der Bildungsgeschichte aber zu viele Fragen auf (wie sind z. B. die »Leitwissenschaften« späterer Jahrhunderte zu interpretieren?), um mit ungebrochener Akzeptanz rechnen zu können. Insofern besteht gegenwärtig weniger der Bedarf nach neuen Modernisierungstheorien als die Notwendigkeit der intensiven Beschäftigung mit den historischen Phänomenen in ihrer konkreten historischen Erscheinung.

Eine weitverbreitete Form der Beschäftigung mit dem Aspekt der Bedeutung der Persönlichkeit in der Universitätsgeschichte bildet die Sammelbiographie. Der vorliegende Bericht hat auf zwei Beispiele dieses Genres hinzuweisen; beide betreffen die Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Diese Universität bildet zusammen mit jenen in Hamburg und Köln eine Gruppe von Hochschulneugründungen zum Beginn dieses Jahrhunderts, die wesentlich vom Besitzbürgertum jener Städte getragen wurden. Die Frankfurter Universität als älteste dieser Einrichtungen konnte 1989 auf eine 75jährige Geschichte zurückblicken, die in einem von Notker Hammerstein verfaßten, opulenten Werk eine umfassende Darstellung gefunden hat. Gleichwohl konnte diese Arbeit, wie Bernhard Diestelkamp und Michael Stolleis als Herausgeber des vorliegenden Bandes betonen, die einzelnen Fakultäten nicht »in extenso« behandeln. Die von Rechtswissenschaftlern der Frankfurter Universität verfaßten biographischen Skizzen ihrer Vorgänger sollen einen Beitrag zur Schließung dieser Lücke bilden. Lebende Persönlichkeiten wurden nicht erfaßt, ebensowenig Wissenschaftler, die nur flüchtig mit der Frankfurter Universität in Berührung kamen. Wenn auch der größere Teil der berücksichtigten Namen außerhalb der Juristenkreise wenig bekannt sein dürfte, so finden sich doch immerhin auch einige Personen, die weit über ihren engeren Fachbereich hinauswirkten: Hugo Sinzheimer, Hermann Heller, Friedrich Giese, Walter Hallstein. Ein Buch zur Universitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts, zumal wenn es sich auf die Jurisprudenz konzentriert, muß sich mit der Stellung und dem Verhalten der Hochschullehrer zu den politischen Umbrüchen der Zeit, insbesondere in den Jahren des Nationalsozialismus, beschäftigen. Das Spektrum der eingenommenen Positionen war in Frankfurt in dieser Beziehung recht breit, jedenfalls breiter als an den meisten anderen Universitäten der ersten Jahrhunderthälfte, was sicher auch auf den überdurchschnittlichen Anteil von Wissenschaftlern jüdischer Herkunft zurückzuführen ist. Hugo Sinzheimer und Hermann Heller als engagierte Sozialdemokraten und Juden hätten an den meist stark konservativ orientierten Hochschulen der Weimarer Republik anderswo nur schwer eine Chance erhalten. Arthur Baumgarten wich 1933 nach Basel aus und stellte sich nach 1945, inzwischen zum Kommunisten bekehrt, dem »Rechtssystem« einer Hilde Benjamin zur Verfügung. Ernst Levy, Heinrich Kronstein und Karl Strupp stehen für die 1933 durch das Gesetz über die Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in die Emigration Gedrängten. Friedrich Giese, Hans Planitz und Erich Genzner vertreten die gleichsam abgetauchten Juristen, während Franz Beyerle die keineswegs auf die Juristen beschränkte Gruppe von Intellektuellen verkörpert, die glaubten, über den Nationalsozialismus eigene Vorstellungen realisieren zu können. Friedrich Klausning schließlich nahm die Rolle des willfährigen, sich mit dem System identifizierenden Juristen ein.

So bunt wie die Palette der Charaktere der hier genannten Personen, so vielfältig ist die von den einzelnen Biographen angewandte Darstellungsweise. Die einen bemühen sich um eine breite archivalische Grundlage ihrer Ausführungen (z. B. Diestelkamp über Beyerle und Stolleis über Giese), die anderen beschränken sich auf persönliche Erinnerungen und

auf Werkzitate. Einige Abrisse konzentrieren sich auf die Frankfurter Wirkungszeit des dargestellten Gelehrten, andere bringen die gesamte Lebensspanne in gleicher Breite zu Gehör. Viele Biographen berücksichtigen das zentrale Thema der Stellung des Gelehrten innerhalb des politischen und gesellschaftlichen Umfeldes; einige siedeln ihre Darstellung sozusagen jenseits von Zeit und Raum an, indem sie sich auf die akademische Karriere und auf Werkanalysen begrenzen. Besonders auffällig sichtbar wird diese Tendenz in dem Abriss über Adalbert von Unruh von Edgar Ruhwedel. Von Unruhs Wirken für den Ausbau der Luftwaffe im Dritten Reich erscheint als eine ganz normale Tätigkeit, wie sie auch im heutigen Deutschland denkbar wäre. Vielleicht hätten die Herausgeber, bei aller berechtigten Berücksichtigung der Legitimität des individuellen Herangehens der einzelnen Autoren an das gestellte Thema, doch stärker in einem normierenden Sinne wirken sollen, um den Wert des Bandes für die historische Forschung zu erhöhen. In der jetzt vorliegenden Fassung trägt er doch sichtbar den Charakter eines Auftragswerkes, das im Blick auf das Universitätsjubiläum verfaßt wurde.

Ähnliche Aussagen lassen sich auch zu einem zweiten Sammelband mit Biographien Frankfurter Wissenschaftler aus dem Bereich der Naturwissenschaften treffen. Die insgesamt 21 Porträts aller verstorbenen Mitglieder der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität sind zum größten Teil von Schülern oder Freunden der Verstorbenen verfaßt und weisen die Vor- und Nachteile solcher Beiträge auf. Sie bieten lebendige Schilderungen der jeweiligen Persönlichkeit und manche keinem Aktenstudium abzugewinnenden Informationen. Andererseits droht das Überwuchern anekdotenhafter Elemente und eine aus dem Verhältnis Schüler-Lehrer leicht entstehende panegyrische Färbung der Beiträge. Dazu tritt (vielleicht noch auffälliger als in dem zuvor besprochenen Band über die Juristen) eine starke Konzentration auf das wissenschaftliche Werk des Gewürdigten. Eine so orientierte Darstellung, die von einem naturwissenschaftlichen Laien nicht beurteilt werden kann, ist bis zu einem gewissen Grade selbstverständlich legitim und geradezu erforderlich. Trotzdem würde man als Universitäts- und Wissenschaftshistoriker doch gerne des öfteren nicht nur die Verdienste der geehrten Persönlichkeiten für die Wissenschaft und für den Ausbau von Instituten gewürdigt sehen, sondern auch etwas mehr über ihre Rolle innerhalb der die Zeit bewegenden Kräfte und Tendenzen (sowohl im Bereich der Universität wie auch außerhalb der akademischen Mauern) erfahren. Einige Autoren greifen dieses Thema durchaus auf, so z. B. Wolfgang Pohlit in seiner Biographie Friedrich Dessauers, dessen weit über den universitären Bereich hinausgreifende Tätigkeiten (so als sehr aktiver Politiker der Zentrumsparterie) eine Berücksichtigung freilich geradezu erzwingen. Natürlich findet auch bei den Wissenschaftlern, die (meist aus rassistischen Gründen) Verfolgungen durch die Nationalsozialisten erdulden mußten und in die Emigration gezwungen wurden (Karl Wilhelm Meissner, Max Born, Otto Stern, F. Dessauer, Wolfgang Gleißberg) dies als Tatsache Beachtung, meist ohne daran jedoch weitere Überlegungen zu knüpfen. Einige der Frankfurter Physiker (Max v. Laue, Wolfgang Gentner, Hermann Dänzer, Walter Gerlach) waren, um nur ein Beispiel zu nennen, am deutschen Uranprojekt beteiligt, was durchweg nur beiläufige Erwähnung findet, so wie andere »normale« Forschungsvorhaben auch. In einigen Biographien läßt überhaupt nur die notgedrungene Erwähnung der »schweren Zeit« des Zweiten Weltkrieges erkennen, vor welchem Hintergrund sich die Forschungstätigkeit des gewürdigten Universitätslehrers abspielte. Es kann und soll selbstverständlich nicht darum gehen, einer moralisierenden Geschichtsbetrachtung, die in den Jahren nach 1945 allerdings auch ihr Recht besaß, das Wort zu reden. Man kann sich jedoch nicht darauf beschränken, das Leben eines Wissenschaftlers auf sein Wirken im sprichwörtlichen Elfenbeinturm der reinen Forschung einzugrenzen. Beide hier erwähnten Sammelbände tragen in dieser Beziehung zu deutlich den Charakter von Festschriften, die manchen aufschlußreichen und gut lesbaren Beitrag bieten, viele wichtige und anregende Informationen vermitteln, aber keine den heutigen wis-

senschaftshistoriographischen Anforderungen gerecht werdenden Untersuchungen ersetzen können.

In medias res der eben angedeuteten Thematik bewegt sich eine umfangreiche Studie von Frank Golczewski, die sich ebenfalls einer der vergleichsweise liberal orientierten Universitätsneugründungen zwischen 1914 und 1919 zuwendet, nämlich der Hochschule in Köln. Das Verhalten der deutschen Professorenschaft in den Jahren des Dritten Reiches bildete bekanntlich nach 1945 ein Thema, das nicht gerade im Mittelpunkt der Universitätshistoriographie stand. Erst die Studentenbewegung der 1960er Jahre trug zum Aufbrechen dieser Tabuisierung bei, wenn auch manches damals Gesagte sicher mehr für den Tag und für die Stunde verfaßt worden ist. Auch heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Geschehen, sind wir von einem umfassenden und überzeugenden Bild über die Geschichte der Hochschulen zwischen 1933 und 1945 noch weit entfernt. Zu sehr vernachlässigt die Sicht auf spektakuläre Einzelfälle (z. B. die Rolle Martin Heideggers) die Aufarbeitung des banalen Geschehens des »alltäglichen Faschismus«. Inzwischen drängt sich nach dem Zusammenbruch der DDR mit wachsender Schärfe bereits eine neue Notwendigkeit der »Bewältigung« des leidvollen Problems der Beziehung Wissenschaft – Politik heran, und es scheint nach allen vorliegenden Anzeichen auch diesmal nicht auf überzeugendere Weise zu gelingen, jenem Anliegen gerecht zu werden.

Auch und gerade unter diesem aktuellen Gesichtspunkt kommt Golczewskis Untersuchung Interesse zu, und dies um so mehr, als sie hinsichtlich der Quellenaufarbeitung, der Methode, der eingeschlagenen Intentionen und der getroffenen Wertungen weithin als vorbildlich zu charakterisieren ist. Zwei relativ knappe Kapitel orientieren über die nationalsozialistische Machtergreifung an der Universität und über die Auseinandersetzungen um die Hochschulleitung während der braunen Herrschaft. Im Zentrum der Untersuchung stehen die Abschnitte »Verfolgung Kölner Hochschullehrer« und »Nationalsozialisten an der Universität«. Unter dem Gesichtspunkt der Disziplingeschichte beschäftigen sich zwei weitere Kapitel mit der Geschichtswissenschaft und der Rassenhygiene in Köln. Ein wiederum recht umfangreicher Schlußabschnitt wendet sich der bisher fast gänzlich vernachlässigten Frage nach der Geschichte des »Wiederbeginns« nach 1945 zu. In allen Abschnitten entscheidet sich Golczewski für einen dezidiert personengeschichtlichen Ansatz, der nicht nur die Anschaulichkeit der Darstellung erhöht, sondern auch das damalige Geschehen bei aller Berücksichtigung sozialer, mentaler und politischer Hintergründe und Triebkräfte als ein Ergebnis des Handelns konkreter Persönlichkeiten erkennen läßt. Dabei vermeidet der Verfasser die naheliegende Gefahr pauschalisierender Schwarz-Weiß-Urteile. Der Nationalsozialist und der Antifaschist sind Idealtypen, die so in der Universitätsrealität nur selten anzutreffen waren. Es dominierten die verschiedenen Zwischenformen: Reine Opportunisten; »Idealisten« mit der Vorstellung, über den Nationalsozialismus ihre eigenen Visionen verwirklichen zu können; »Unpolitische«, die sich ganz in die Grenzen ihrer Wissenschaft zurückzuziehen versuchten; Vertreter der »inneren Emigration« u. a. m. Manche unterstützten verbal oder auch durch die Tat das neue System, gerieten dann aber selbst, aus welchen Gründen auch immer, in die Mühlen der Unterdrückungsapparate des Dritten Reiches und füllten mitunter auch die Reihen der Emigranten, deren heterogene Zusammensetzung ebenfalls genaue Beachtung findet.

Golczewski liefert zu allen Varianten eine beeindruckende Menge an Beispielen, die auf der Grundlage einer umfassenden Auswertung der Akten beruhen. Man stößt auf bekannte Namen, wie beispielsweise Hans Kelsen, Carl Schmitt, Paul Honigsheim, Martin Spahn, Eugen Schmalenbach, aber auch auf Persönlichkeiten, die nur den jeweiligen Fachwissenschaftlern geläufig sein dürften. Sicher wird man über einzelne Wertungen diskutieren können, so ob Carl Schmitt als eindeutiger Nationalsozialist zu bezeichnen ist, oder ob Julius Lips tatsächlich die Rolle eines verhinderten Proselyten spielte. Insgesamt gesehen wirkt das entworfene Bild jedoch überzeugend – und deprimierend. Ein nennenswerter Wider-

stand der Kölner Universität gegen die braunen Machthaber, die durchaus damit rechnen, wurde nicht geleistet. Golczewski führt dies auf die Salamitaktik der Nationalsozialisten bei der Ausschaltung ihrer Gegner zurück, vor allem aber auf den blanken Eigennutz weiter Teile der Professorenschaft, der dem von eben jenen Lehrern zur Standesideologie verkündeten Idealismus als der Grundlage der Jugenderziehung geradezu ins Gesicht schlug.

Die insbesondere durch Wahlstatistiken belegte These von der höheren Resistenz der katholischen Gegenden des Reiches gegenüber der NSDAP läßt sich hinsichtlich der Universität Köln, die freilich keine konfessionelle Einrichtung darstellte, kaum bestätigen. Immerhin ist nach Meinung des Verfassers hier öfters als in anderen Hochschulen der Versuch unternommen worden, einzelne Kollegen vor staatlichen Verfolgungen zu schützen, was vielleicht auf die liberaleren Wurzeln der »Weimarer Universität« zurückzuführen ist. Allerdings hat gerade in dieser Hinsicht die rigorose Vertreibung aller der Ideologie der unpolitischen (und gerade damit sehr einseitig politisch orientierten) Hochschule kritisch gegenüberstehenden Persönlichkeiten im Dritten Reich Ansätze weggebrochen, die auch nach 1945 nicht wieder aufgenommen wurden, da der »Neubeginn« von 1945, von einigen kosmetischen Retuschen abgesehen, in der Kontinuität zur im traditionalistischen Sinne umgeprägten Universität der 1930er Jahre stand: »Köln war damit in das Glied der konventionellen deutschen Universitäten zurückgetreten.« (S. 443) Es wäre dringend zu wünschen, daß andere Hochschulen sich durchringen könnten, Mittel und Möglichkeiten zur Erarbeitung ähnlicher Untersuchungen zu gewähren. Das Jahr 1945 sollte dabei keine unüberschreitbare Grenze bilden – nicht nur für die Universitäten der späteren DDR.

Golczewski weist mit Recht die These zurück, die nationalsozialistische Machtergreifung an den Universitäten sei vorrangig von der Studentenschaft vorangetrieben worden. (S. 8 f.) Gleichwohl besteht kein Zweifel, daß sich weite Kreise der Studenten aufgrund einer tiefsitzenden Aversion gegen die Weimarer Republik als empfänglich für die Ideologien und Schlagworte der »konservativen Revolution« zeigten und im wachsenden Maße auch eine beträchtliche Rekrutierungsbasis für die NSDAP und ihre Gliederungen bildeten. Nachdem verschiedene Arbeiten über die Entwicklung in Deutschland bzw. an einzelnen deutschen Hochschulen vorgelegt worden sind, kann der Interessent jetzt auch zu einer sehr detailliert gestalteten Untersuchung über die studentischen Verbindungen einer außerhalb des Reiches gelegenen Universität des deutschen Sprachbereiches greifen, die aus einer Dissertation des jungen Innsbrucker Historikers Michael Gehler hervorgegangen ist. Das Wissen um etwaige Parallelen oder Unterschiede zur Entwicklung in Deutschland verspricht nicht nur Aufschlüsse für den engeren Bereich der Bildungsgeschichte, sondern auch einen Erkenntnisgewinn für die vergleichende Faschismusforschung (Austrofaschismus). Gehler hat sich um die Erschließung von Quellenmaterial der verschiedensten Archive bemüht (aufgrund des fehlenden Entgegenkommens mancher studentischen Verbindungen nicht immer erfolgreich) und nutzte auch die Methode der »Oral History« ausgiebig. Seine Darstellung soll sowohl eine Struktur- wie Ereignisgeschichte bieten. Allerdings formuliert der Verfasser nirgends die genaue Zielstellung seiner Arbeit. Anscheinend soll sie jedoch die Geschichte der Innsbrucker Studenten zwischen 1918 und 1938 schlechthin schildern (vgl. S. 11 und S. 17). Ausdrücklich heißt es in diesem Zusammenhang, Studentengeschichte sei »in erster Linie Geschichte der Korporationen«. Dem muß widersprochen werden. Der durchschnittliche Student bewegt sich innerhalb einer weit größeren Zahl von Lebensbereichen, die freilich meist weniger auffällig im Rampenlicht erscheinen als die Korporationen.

Geht es allein um die spezielle Frage »Studenten und Politik«, dann kommt den studentischen Verbindungen sicher zentrale Bedeutung zu. Selbst dann wäre man als Leser jedoch dankbar, einige Informationen über die Universität Innsbruck in der Zwischenkriegszeit zu erhalten, über ihren Aufbau, ihre Lehrerschaft (einschließlich deren politische Orientie-

rung), ihr wissenschaftliches Profil, ihre ökonomische Situation, ihre Stellung innerhalb des österreichischen Hochschulwesens usw. Auch das alles gehört wenigstens zum Hintergrund des Problems »Studenten und Politik« und hätte eine knappe Berücksichtigung verdient. Dies ist aber nicht der Fall. Immerhin erhalten wir jedoch fundierte statistische Aufschlüsse über die soziale und regionale Herkunft der Studenten (mit einem meist hohen Anteil aus dem Deutschen Reich) sowie über ihre wirtschaftliche Situation. Über knapp 350 Textseiten hinweg folgt dann eine minutiöse, quellengesättigte Darstellung der Korporationen hinsichtlich der in ihnen lebendigen Ideologien und der konkreten von ihnen vertretenen Politik.

Ganz unberücksichtigt bleibt leider der personalgeschichtliche Aspekt; die vielen genannten Namen erscheinen nur als schemenhafte Persönlichkeiten. Gehler differenziert in seiner Analyse sehr genau zwischen den verschiedenen Strömungen innerhalb des Verbandswesens, die sich weitestgehend ganz grob in deutschnationale, katholische und (später) nationalsozialistische Gruppierungen gliedern lassen. Bestimmte gemeinsame ideologische Fixpunkte lassen sich bei allen diesen Richtungen ausmachen, so der Antisemitismus, der Antimarxismus oder der »Kampf gegen Versailles«. Die Südtirolfrage verband die nationalen und katholischen Verbände, bereitete aber dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) in Innsbruck wegen der bekannten Stellung Hitlers in dieser Angelegenheit enorme Schwierigkeiten. Andererseits kam es nach dem Beginn der Ära Dollfuß (1932) und dem Schlüsseldatum 30. 1. 1933 zu einem immer deutlicheren Bruch zwischen der nationalen (am Anschlußgedanken festhaltenden) Richtung und den katholischen Korporationen, die den neuen autoritären, auf österreichische Eigenstaatlichkeit bedachten Ständestaat stützten. Damit verbunden war eine Wendung gegen den Nationalsozialismus, die angesichts der bleibenden zentralen ideologischen Gemeinsamkeiten in ihrer Entschiedenheit doch immer fraglich blieb. Gehler glaubt in diesem Zusammenhang sogar abschließend feststellen zu können, daß die katholischen Verbände »zum gleichsam faschistischen Teil des Ständestaates« gehörten.

Hier wird eine auch an anderen Stellen zu vermerkende Theorieschwäche sichtbar, die manche Schlußfolgerungen des Verfassers als fragwürdig erscheinen läßt. Faschismus und Nationalsozialismus sollten nicht so eindeutig und unbefangen synonym verwendet werden wie im vorliegenden Band. Bezeichnenderweise fehlt eine Darstellung der Rezeption des italienischen Faschismus durch die Verbände. Die Feststellung, die Studentenschaft sei »nahezu vollends« in der nationalsozialistischen Weltanschauung aufgegangen (S. 56), argumentiert zu kurzschlüssig und undifferenziert. Auch die in den »wertenden Schlußüberlegungen« (S. 431 ff.) aufgestellte These von der Verwurzelung nationalsozialistischer Ideologie und Praxis in der »Erziehungsarbeit« der nationalen schlagenden Korporationen (Mensur, Duell, vor allem die Negation religiöser Werte) kann in dieser einfachen Linienziehung und moralisierenden Wertung nicht akzeptiert werden. Das Gleiche gilt für die von Gehler vertretene Mittelstandstheorie zur Deutung des Charakters der Korporationen und deren daraus ableitbare Anfälligkeit für den Faschismus. Nach Gehler habe der wurzellose, sozial absinkende Mittelstand eine falsche, schichteninadäquate Ideologie entwickelt, die sich an der sozialen Oberschicht orientierte und die unbedingte Abgrenzung nach unten suchte. Innerhalb der Korporationen habe sich diese Verhaltensweise geradezu ideal realisieren können. Die katholischen Verbände bevorzugten dabei eher die austrofaschistische Richtung, die nationalen Gruppierungen die nationalsozialistische Spielart, die Gehler in einer mitunter nur noch schwer zu unterscheidenden Weise in eine Nähe zueinander rückt. Hier muß in einem weit stärkeren Maße differenziert werden, innerhalb des Mittelstandsbegriffes selbst, zwischen Konservatismus und Faschismus und wiederum innerhalb dieser Phänomene. Unreflektierte Gleichsetzungen zwischen bestimmten Ideologien und bestimmten sozialen Schichten sollten vermieden werden. Nicht zuletzt ist die Erklärung des Faschismus als Bewegung »wild gewordener Kleinbürger« heute fragwürdig gewor-

den.¹⁷ Gehler leistet so eine sehr anerkennenswerte Pionierleistung in der Erfassung, Aufbereitung und Darstellung von Material zu einem bisher wenig beachteten Thema. Die von ihm gezogenen Schlüsse können jedoch nicht immer überzeugen.

In Abwandlung des auf die Kriegführung bezogenen Spruches könnte man mit Samuel von Pufendorf sagen, daß zur Gründung und zum Erhalt von Universitäten drei Voraussetzungen nötig sind: Geld, Geld und nochmals Geld.¹⁸ Fragen der finanziellen Ausstattung bildeten ein Dauerthema der sich sonst wandelnden Hochschulen, und nicht wenige Bildungseinrichtungen gingen aufgrund ihrer traurigen pekuniären Situation entweder ein oder fristeten ein bescheidenes, kaum beachtetes Dasein. Zu diesen Universitäten gehörte trotz ihrer scheinbar günstigen Lage in der Stadt des Erzkanzlers des Reiches und Primas der deutschen katholischen Kirche lange Zeit die bereits im 15. Jahrhundert gegründete Universität Mainz.

Einem gegen Ende des 18. Jahrhunderts unternommenen Versuch des Erzbischofs Friedrich Karl Joseph von Erthal, die Universität finanziell abzusichern, ist ein »Archiv-Bericht« von Johannes Bärmann gewidmet. In einem einleitenden Textband schildert der Verfasser die Entstehung des Universitäts-Fonds, der auf der Grundlage säkularisierter Kloostergüter errichtet wurde, sowie dessen weitere verwickelte Geschichte, insbesondere in der Zeit der französischen Okkupation von Mainz bis zum faktischen Ende der Universität 1822. Den gewichtigsten Teil der Publikation bildet ein fast 900 Seiten umfassender Dokumentenband, der Quellen aus dem Bestand verschiedener Archive (u. a. aus Darmstadt, Mainz, Paris, Würzburg) dem Interessenten zugänglich macht. Es handelt sich in der Hauptsache um handschriftliche Texte, die als Faksimile wiedergegeben werden. Dieses ungewöhnliche Verfahren wird mit Sicherheit nicht nur auf Zustimmung stoßen. Der Verfasser äußert sich, soweit ich sehe, nirgends über die Gründe seiner Entscheidung. Wahrscheinlich wäre die Anfertigung einer Transkription der Texte nicht finanzierbar gewesen, so daß allein über ein fotomechanisches Verfahren die Dokumente überhaupt zur Veröffentlichung gelangen konnten. Außerdem ist jetzt jeder Leser in der Lage, sich selbst ein möglichst authentisches Bild zu verschaffen. Andererseits stellt die Lektüre der ja von der Qualität der Vorlagen abhängigen Kopien, die zudem alle Texte auf ein Format bringen (also vor allem verkleinern) eine so mühselige Angelegenheit dar, daß sich die Zahl der Benutzer des Bandes sicher in engen Grenzen halten wird.

Mehr den aktuellen Fragen der Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen als der Berücksichtigung wissenschafts- und universitätsgeschichtlicher Fragen ist eine von Helmut Reinalter herausgegebene Broschüre gewidmet, deren Beiträge sich auf verschiedene interdisziplinäre Forschungsprojekte der Innsbrucker Universität stützen, die in der vorliegenden Publikation skizziert werden. Im Mittelpunkt stehen Themen aus dem Bereich der Naturwissenschaften (einschließlich der Ökologie) sowie der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Aus dem Bereich der Geisteswissenschaften finden Beziehungen zwischen Theologie und Literaturwissenschaft, der Begriff der Aufklärung und die Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Nationalphilologien Beachtung.

Schule und Universität (einschließlich der eng mit ihr verzahnten Forschung) im Deutschland der Neuzeit sind in der Regel staatlich gelenkte und finanzierte Anstalten. Die Beschäftigung mit der Bildungs- und Wissenschaftsgeschichte hat daher immer wieder

17 Es genügt in diesem Zusammenhang nicht, sich auf die zweifellos scharfsinnige und wegweisende Arbeit von *Theodor Geiger*, *Die soziale Schichtung des deutschen Volkes*, Stuttgart 1932, zu berufen. Inzwischen ist über die Rolle des Mittelstandes in der Zeit zwischen dem Kaiserreich und dem Nationalsozialismus eine umfangreiche Literatur erschienen, die Berücksichtigung hätte finden müssen.

18 Samuel von Pufendorf an Christian Thomasius, 27. 2. 1692, in: *Briefe Samuel Pufendorfs an Christian Thomasius (1687–1693)*, hrsg. von *E. Gigas*, München/Leipzig 1897, S. 64.

über das Thema der Beziehungen dieser Einrichtungen zum Staat und zur Politik zu reflektieren. Nun ist jedem, der auch nur oberflächliche Kenntnis über die gegenwärtigen Strukturen des wissenschaftlichen Lebens besitzt, geläufig, daß der Staat heute keineswegs mehr als einziger Träger der Forschung in Erscheinung tritt, daß vielmehr auch außerstaatliche Förderer in breitem Umfange wirken. Insbesondere die Industrie hat sich unter Einsatz beträchtlicher Mittel hier in einem erheblichen Maße engagiert. Das Thema der außerstaatlichen Wissenschaftsförderung wurde von der Historiographie bisher stiefmütterlich behandelt. So mußten fast sämtliche Referenten zweier diesem Stoff gewidmeter Tagungen der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg ausdrücklich feststellen, daß sie nur in einem sehr beschränkten Maße auf Vorarbeiten zurückgreifen konnten. Ein Teil dieser Vorträge liegt jetzt in überarbeiteter Fassung vor und gestattet einen Einblick in eine erst in den Anfängen stehende Richtung der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung. Neben Überblicksdarstellungen, die die Entwicklung innerhalb einzelner Länder (Österreich, Schweiz, England, Frankreich, Bundesrepublik Deutschland) über längere Zeiträume verfolgen, stehen Studien zur Geschichte bestimmter Institutionen (z. B. Physikalisch-Technische Reichsanstalt, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft) oder einzelner Disziplinen (Geschichtswissenschaften in Deutschland). Im zeitlichen Ansatz geht keine der Darstellungen über die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, wenn auch Rüdiger vom Bruch in seiner Einleitung zumindest darauf hinweist, daß sich ein nicht an den Staat gebundenes Mäzenatentum zeitlich wesentlich weiter zurückverfolgen läßt. Die zentralen Diskussionspunkte dieser Beiträge, die hier nicht im einzelnen referiert werden können, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1. Aus welchen Gesellschaftsschichten rekrutierten sich die neuen Mäzene wissenschaftlicher Forschung? Es herrscht allgemein die Auffassung vor, daß bei nicht unerheblichen inhaltlichen und chronologischen Abstufungen innerhalb der verschiedenen Länder die alten Eliten hier höchstens am Rande in Erscheinung traten. Es dominierte die Industrie. Das schließt nicht aus, daß sich auch die Finanzwirtschaft oder interessierte Privatleute an der Finanzierung von Forschungsprojekten beteiligten.
2. Was waren die Motive, die den oft erheblichen Einsatz finanzieller Mittel für Forschungszwecke veranlaßten? Hier ist auf ein ganzes Bündel von möglichen Gründen zu verweisen, die sich wiederum länderspezifisch ausgliedern lassen und natürlich oft in gemischter Form auftraten: religiöse Motivation, zum ewigen Gedächtnis des Namens des Stifters, patriotische Beweggründe (von engen regionalen bis zu übergreifenden nationalen Gesichtspunkten), echtes Interesse an der Entwicklung der Wissenschaft, ein gewisser gesellschaftlicher Zwang zur Spendenleistung, vor allem aber die Hoffnung auf die Möglichkeit der industriellen Verwertung der gewonnenen Erkenntnisse.
3. Welche wissenschaftliche Vorhaben wurden außerstaatlich gefördert? Prinzipiell standen Projekte aus dem Bereich von Naturwissenschaft und Technik im Mittelpunkt des Interesses, bedingt durch die rasant wachsende Bedeutung der Entwicklung der Industrie, aus deren Reihen ja auch die wichtigsten Leistungen zur Förderung erbracht wurden. Dabei ist wieder zwischen der Förderung der Grundlagenforschung und der Unterstützung von Projekten, die der unmittelbaren Anwendung dienen sollten, zu unterscheiden. Forschungen im Bereich der Geisteswissenschaften konnten nur in einem weit geringeren Maße mit außerstaatlicher Hilfe rechnen, obwohl es selbst hier Mäzene aus dem industriellen Bereich gab.
4. Wie gestaltete sich das Verhältnis zum Staat? Aus naheliegenden Gründen waren die staatlichen Gewalten daran interessiert, Einflußmöglichkeiten auf die von privater Hand geförderten Einrichtungen wahren zu können. Oft bedurfte es auch staatlicher Anregungen, Absicherungen und finanzieller Beihilfen (Mischfinanzierung), um überhaupt entsprechende Projekte in die Tat umzusetzen (Beispiel Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft). Ein besonders problematisches Kapitel bildete das Beziehungsgeflecht Staat – Wirtschaft – Wissenschaft bei der Realisierung von Rüstungsvorhaben (z. B. das sog. »Gasinstitut« Fritz Habers).
5. Ähnlich wie in der Schul- und Universitätsgeschichte kann

nur der internationale Vergleich der Formen und Wege der außerstaatlichen Förderung der Wissenschaft brauchbare Maßstäbe für die Beurteilung des Geschehens innerhalb des nationalen Rahmens bieten.

Bildet also die Geschichte der außeruniversitär angesiedelten Forschung noch weithin eine terra incognita, so ist zur wohl bekanntesten wissenschaftlichen Institution im deutschen Sprachbereich, zur Max-Planck-Gesellschaft (bis 1946 Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft), eine Darstellung erschienen, die im Umfang, in ihrer thematischen Breite und in der Intensität der Quellenerschließung in den nächsten Jahrzehnten kaum übertroffen werden dürfte. Nun besaß die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) aus verschiedenen Gründen eine so exponierte Stellung in der Wissenschaftsgeschichte, daß über sie bereits ein doch beachtliches Schrifttum vorliegt. Dieses vermittelt nicht nur Orientierungshilfen bei der Materialerschließung, sondern bietet auch eine Reihe von Ansätzen für die Beantwortung der den Historiker besonders interessierenden Fragen nach den Gründen der Entstehung der Gesellschaft und ihren Initiatoren, nach ihrer Stellung zum Staat, zur Gesellschaft und zur Wirtschaft. In Auseinandersetzung mit jenen Interpretationen, vor allem aber über eine intensive Beschäftigung mit den gedruckten und ungedruckten Quellen werden Lösungsmöglichkeiten für die eben angedeuteten Probleme geboten. Generell bilden die Jahre 1949/50 mit dem Abschluß der ersten Etappe der Gründung der Max-Planck-Gesellschaft die Zeitgrenze der Darstellung, wenn auch gelegentlich spätere Jahre einbezogen werden. Dabei wird das Thema von verschiedenen Seiten her angegangen: Einem großen Block der chronologisch voranschreitenden Darstellung (verfaßt von B. vom Brocke, L. Burchardt, H. Albrecht, A. Hermann, M. Heinemann) folgen Kapitel, die sich mit einzelnen Persönlichkeiten (Adolf von Harnack, Albert Einstein, Fritz Haber, Emil Fischer) und mit Sachthemen (Finanzierung, Einrichtungen, Beziehung zur Industrie, Wissenschaft als Dienstleistung) beschäftigen. Breiten Raum nimmt schließlich die Untersuchung der internationalen Beziehungen der KWG ein, deren Gründung und Entwicklung damit zugleich in einen umfassenden Kontext eingebettet erscheint. Aus diesem Aufbau ergeben sich nicht wenige Doppelungen in den Ausführungen. Sicher ist dies von der Sache her nicht immer zu vermeiden, hätte aber bei einer besseren Abstimmung der Texte aufeinander eingeschränkt werden können. Wenn auch immer wieder von den Entdeckungen und Erfindungen die Rede ist, die an den Instituten der KWG gelangen, so dominiert doch eindeutig der wissenschaftspolitische Aspekt (einschließlich sehr gründlicher Darlegungen zur Organisations- und Verwaltungsgeschichte). In der Tendenz herrscht die Auffassung vor, daß die Ursachen für die Entstehung der KWG wissenschaftsintern zu suchen sind (Ungenügen der Universitäten als Forschungsstätten angesichts der wissenschaftlichen Revolution). Die Industrie, die zumindest anfangs eine eher zurückhaltende Position einnahm, habe niemals einen beherrschenden Einfluß auf die Geschicke der KWG gewonnen. Wesentlicher sei die Abhängigkeit vom Staat gewesen, so bereits in der Gründungsphase. In den beiden Weltkriegen kam es zu einer erheblichen Inanspruchnahme der für die Rüstung interessanten Institute durch das Militär. In der Weimarer Republik wuchs der Umfang der staatlichen Beteiligung an der Finanzierung der KWG und damit auch an ihrer Entwicklung. Von besonderer Brisanz ist selbstverständlich die Stellung der KWG im Dritten Reich. Die Verfasser verweisen auf die Wissenschaftsfeindlichkeit Hitlers und auf die auch im Bereich der Wissenschaftspolitik zu beobachtende Polykratie in jener Zeit. Diese trug mit dazu bei, die drohende Auflösung der Gesellschaft zu verhindern und manche Maßnahmen zu bremsen oder abzumildern, wenn auch nach dem Ausscheiden Plancks aus der Präsidentschaft (1937) der nationalsozialistische Einfluß laufend wuchs. Das Bild bleibt freilich sehr ambivalent. Die im Buch drei oder vier Mal geschilderte Gedächtnisveranstaltung für Fritz Haber (jüdischer Abstammung) im Januar 1935 war für Planck und die KWG sicher ehrenwert. Ob die Devise »durchhalten und weiterarbeiten« (S. 374) richtig war, ist aber zweifelhaft, da sie (freiwillig oder nicht) dem System am Ende nützte. Auch läßt sich m. E. die von

Planck selbst betriebene Beteiligung der KWG an der Aufrüstung nicht durch deren »breite Unterstützung« (S. 377) durch das Volk entschuldigen.¹⁹

¹⁹ Vgl. auch die sicher anfechtbaren Ausführungen S. 395 f. über das »Uranprojekt«.